

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

Was ich mit Jesus erlebte

Margot Wurmb von Zink

Was ich mit Jesus erlebte

Von
Margot Wurm von Zink

8. Auflage
(43.—47. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 6 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Mein Lebensweg	5
Gebetserhörungen	21
Allerlei Menschen auf dem Lebensweg	40
Gottesführungen im täglichen Leben	64
Nachwort	70

„Machet euch Gedenksteine“ Josua 4, 7

Das ist der Zweck meiner kleinen Aufzeichnungen über meine Erlebnisse. Ich möchte nur das Eine, daß die Menschen, die Jesus nicht kennen als den Sohn Gottes, stehen bleiben und Seine Wunder erkennen und merken, wie wichtig es ist, Ihn als unseren besten Freund, Berater und Helfer zur Seite zu haben.

Wenn ich das erreichte, so wären diese meine Erlebnisse überreich gesegnet.

Margot Wurmb von Zink
geb. Gräfin Lottum †

Mein Lebensweg

Es war im Jahre 1864, am 22. September, zu Schloß Putbus auf der Insel Rügen, als ich meinen Eltern eine große Enttäuschung bereitete. Ich wurde als vierte Tochter geboren. Meine Mutter hatte ganz sicher auf einen Sohn gerechnet und einer nahen Verwandten geschrieben, sie wisse es ganz gewiß, jetzt käme der Erbe. Hatte sie recht? Ja, sie hatte sich nicht getäuscht. Freilich, der irdische Erbe der Grafschaft Putbus war ich nicht, aber ein Erbe ewiger Herrlichkeit. Ich war die erste meiner vier Schwestern, die den Weg zu Jesus fand.

Zu meiner Mutter fühlte ich mich innig hingezogen, so klein ich war. Sie selbst muß diese Empfindung auch für mich gehabt haben; denn sie schreibt einer Verwandten, da ich kaum drei Jahre alt war: „Mit meinem Margotchen verstehe ich mich am besten.“

Es war ein schmerzlicher Tag, als am 18. Dezember 1867 meine geliebte Mutter mit kaum 30 Jahren, nachdem sie meiner jüngsten Schwester das Leben gegeben hatte, von dieser Erde schied. Mein Vater, Wilhelm Fürst und Herr zu Putbus, Reichsgraf von Wyllich und Lottum, stand nun, allein mit fünf unmündigen Kindern, an der Bahre unserer teuren Mutter.

Es ist mir noch deutlich in Erinnerung, wie mein Vater mich auf dem Arm an das Sterbebett meiner Mutter trug. Als ich sie küßte, fühlte ich die Kälte des Todes. Auch sehe ich noch vor mir im Geist ein großes Zimmer, in dem der Sarg aus schwarzem Samt auf einem Teppich stand. Ringsherum war eine wundervolle Girlande von weißen Kamelien und Erika gelegt, nach denen ich verlangend griff. Alle erwarteten gespannt die Ankunft der Königin Augusta (späteren Kaiserin), welche dann meine jüngste Schwester, die nach meiner Mutter Wanda genannt wurde, über den Sarg

hielt, während sie getauft wurde. Wunderbare Eindrücke eines dreijährigen Kindes!

Meine Mutter, eine geborene Freiin von Veltheim-Bartensleben, starb in Berlin. Mein Vater besaß damals das Palais am Pariser Platz. Alle Jahre im Winter fuhr er nach Berlin und ging dort mit meiner Mutter zu Hof. Die damalige Kronprinzessin, spätere Kaiserin Friedrich, war sehr befreundet mit meiner Mutter und war oft wochenlang mit dem Kronprinzen und einigen ihrer Kinder bei uns in Putbus zu Besuch. Sie hat viel Sonnenschein in meine Kindheit und auch in mein späteres Leben gebracht. Ich werde ihre Liebe nie vergessen, die sie mir im Andenken an meine Mutter durch kleine Wohltaten, Aufmerksamkeiten und Einladungen erwies.

Nach dem Tode meiner Mutter waren wir den Pflegern unserer Kindheit, Deutsche, Französinen, Engländerinnen, mehr oder weniger ausgeliefert. Die Kinderpflegerin, die meine Mutter besonders schätzte, war eine Deutsche, der sie auf dem Sterbebett das Versprechen abgenommen hatte, uns nicht zu verlassen. Sie hat Wort gehalten und ist bis zu ihrer Verheiratung, als ich etwa sieben Jahre alt war, bei uns geblieben. Sie war eine gewissenhafte Persönlichkeit, und ich war ihr ausgesprochener Liebling. Nie ließ sie mich morgens aus dem Zimmer gehen, ohne daß ich vorher kniend das Vaterunser gebetet hatte. Mit allen meinen Nöten kam ich zu ihr, und sie vertraute mir manches an. So erzählte sie mir folgendes: Am 23. Dezember 1865, als ich ein Jahr alt war, brannte das ganze Putbuser Schloß nieder. Der Koch hatte schon seit einigen Tagen bemerkt, daß, wenn er früh in die Küche kam, bereits Feuer im Herde war. Er lobte das Küchenmädchen, das so früh schon seine Pflichten getan. In Wirklichkeit wütete schon seit einigen Tagen ein Schornsteinbrand, von dem niemand etwas wußte.

Meine Mutter hatte am 23. schon die Weihnachtstische hergerichtet. Als an diesem Nachmittag einige Mädchen auf den Boden gingen, um getrocknete Wäsche herunterzuholen, kam ihnen ein furchtbarer Qualm entgegen; der Boden stand bereits in Flammen. Da schon damals im Schloß Wasserleitung und Schläuche funktionierten, übernahm mein Vater die Direktive, und in kurzer Zeit glaubte man die Gefahr überwunden. Plötzlich wurde er telegraphisch auf eines seiner Güter beordert, wo ein Brand ausgebrochen war und er als Amtsvorsteher erscheinen mußte. Kaum war er fort, fing das Feuer wieder an, und die Leute verloren die Übersicht, worauf das ganze Schloß bald einem Flammenmeer glich.

Die Kinderpflegerin hatte mich auf den Arm genommen und eilte mit mir, in großer Gefahr, die breite Holzfreitreppe hinab. Ein Backstein, so erzählte sie, sei haardicht an meinem Kopfe vorbeigesflogen. Kaum seien wir unten gewesen, sei auch schon bald die Treppe brennend nachgestürzt.

Ich aber muß denken an das Wort Psalm 91, Vers 11: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ — Ich sollte bewahrt werden für spätere Aufgaben.

Wir zogen dann auf das Jagdschloß in der Ganitz, wo ich einen Teil meiner Kinderjahre zubrachte. Dieses Schloß wurde von meinem Urgroßvater, dem Fürsten Malte zu Putbus, nach einem schottischen Modell erbaut.

Nach Fortgang unserer treuen Pflegerin kamen ungeeignete Erzieherinnen, und meine schönste Zeit war vorbei. Ich hatte große Sehnsucht nach meiner Mutter, wurde aber getröstet durch einen Traum, in dem Gott mir kundtat, daß ich sie einmal wiedersehen würde. So schloß ich mich früh an meinen himmlischen Vater an, bekam ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm, erlebte früh Gebeterhörungen und innere Freudenstunden.

Mein Vater hat nie wieder geheiratet. Er fand wohl keine andere, die er meiner Mutter zur Seite stellen konnte in ihrer Frömmigkeit, Schönheit und Anmut. Er schloß sich nun besonders an meine Großmutter, Gräfin Lottum, Tochter des Fürsten Malte-Putbus, Begründer der Grafschaft Putbus, an. In seinen Memoiren, noch vor seiner Verheiratung, schreibt er wörtlich: „Meine Mutter ist die schönste, die eleganteste und geistreichste Frau, die ich je kennenlernte.“ Ich muß sagen, sie hatte sowohl in ihrer Haltung als auch in ihrem ganzen Auftreten etwas Königliches. Uns Kindern brachte sie wenig Verständnis entgegen. Mich hatte sie oft auf dem Strich, weil ich ihr zuviel in höheren Regionen schwebte und Armen- und Missionspflege von Kindheit an liebte. Ich habe ihr aber sehr viel zu danken, obwohl ich immer in einer gewissen Angst war, wenn ich ihr nahte. Durch sie habe ich die Begriffe für Schönheit und Ordnung gelernt, allerdings auch manches, wie man es im Leben nicht machen soll. Ich bin dankbar für all die Lektionen, die sie mir gab.

Mein Vater war rührend bemüht um uns. Trotz seiner großen Verpflichtungen war er soldatisch pünktlich. Wehe uns, wenn wir zu den Mahlzeiten eine Minute zu spät gekommen wären! Aber das ist meines Erinnerns auch nie vorgekommen; denn er war uns selber das gute Beispiel. Er war sehr gewissenhaft. Von meinem fünften Jahre an mußte ich mich meinen drei ältesten Schwestern anschließen und allsonntäglich mit in die Kirche gehen. Bei dem ersten Glockenschlag waren wir zur Stelle. Auch meine Großmutter erschien in ihrer ganzen Würde. Mein Vater betrachtete diesen Kirchgang als Pflicht, um anderen ein Vorbild zu sein; er war offen für die Wahrheit, und immer zur rechten Zeit gab er uns das richtige Wort, was entweder rügte oder erhob. Aber bei allem konnte er die Mutter nicht er-

setzen. Wir ritten fast täglich mit ihm, und kein Pferd hat mich je aus dem Sattel gebracht.

Meine jüngste Schwester, spätere Fürstin Löwenstein, dreieinviertel Jahr jünger als ich, wurde mein besonderer Pflegling. Bis zu ihrem Lebensende teilte ich mit ihr Freud und Leid und wurde ihr Wegweiser zu Christus. Noch kurz vor ihrem Tode schrieb sie mir: „Ich habe nun das Geheimnis der Christen erlebt.“

Wir zwei hießen zu Hause „die Kleinen“ im Gegensatz zu den drei Großen. Das war für uns natürlich eine Demütigung, diente aber dazu, uns um so inniger zu verbinden. Alles muß gelernt werden in den niederen wie in den höheren Klassen des Lebens. Als ich mein zehntes Lebensjahr erreicht hatte, kam ich mit meinen zwei älteren Schwestern in Pension zu zwei Fräulein von Borcke in Berlin. Es waren Menschen höherer Einstellung, bei denen wir uns wohlfühlen mußten. Als Jüngste war ich der besondere Liebling dort. Als sie ihre Pension in Berlin aufgaben, folgte ich ihnen mit zwölf Jahren nach Lindenfels in den Odenwald, wo sie ein romantisches, kleines Haus dicht am Felsen der Burg bezogen. Über diesem standen die Worte: „Du deckest mich in deiner Hütte zur bösen Zeit.“

Gern wäre ich dort geblieben, aber es kam anders. Mein Vater hatte schwere pekuniäre Verluste erlitten, darum mußte der Putbuser Haushalt geschlossen werden. Es wurde ihm eine bestimmte Rente ausgesetzt, mit der er in Deutschland schwer, im Ausland hingegen gut auskommen konnte. Wir zogen darum nach Venedig, wo mein Vater einen Palast mietete. Wir hatten unsere eigene Gondel und zwei Gondolieri, lernten Italienisch, und ich hatte mit meiner jüngsten Schwester zusammen bei einer Gouvernante den weiteren deutschen Unterricht. Diese war mir nicht gewogen, sie zog meine jüngste Schwester vor, und ich lernte früh,

mit schwierigen Persönlichkeiten in Frieden, so gut ich es vermochte, auszukommen.

Neun Monate waren wir in Venedig. Es war eine Zeit, an die ich trotz aller Beschwerden gern zurückdenke. Wir siedelten dann nach Schloß Lissa bei Breslau über, jenem Schloß, wo Friedrich der Große nach der Schlacht bei Leuthen die österreichischen Offiziere überraschte und gefangennahm. Dieses Majorat war meinem Vater nach dem Tode seines Bruders, des Grafen Moritz Lottum, zugefallen.

Als ich inzwischen das vierzehnte Jahr erreicht hatte, wurde mir eröffnet, daß ich nach Löschwitz bei Dresden in eine Pension kommen sollte. Ich hatte aber den inneren Wunsch, mich von Müllensiefen, Prediger der Marienkirche in Berlin, von dem ich soviel Gutes gehört hatte, einsegnen zu lassen. Auch wußte ich, daß er in der Luisenstiftung als Konfirmator angestellt war, wohin ich gern wollte. Plötzlich kam die Nachricht, daß in Löschwitz alles besetzt sei. Mein innerer Wunsch hatte sich erfüllt, ich kam nach Berlin. Drei Jahre bin ich dort geblieben, schloß mich besonders an die zweite Vorsteherin, Fräulein Marie Friese, an, die mir bis zu ihrem Lebensende eine treue, mütterliche Freundin blieb.

Dann wanderte ich wieder weiter, kam auf ein Jahr nach Paris in Pension bis kurz vor meinem achtzehnten Lebensjahr. Dort konnte ich mich in der Sprache und in der Musik vervollkommen und hatte ein leuchtendes Beispiel an der Tochter der Vorsteherin. Sie war eine wahre Christin, und ich habe mich nicht gewundert, als sie schon mit einundzwanzig Jahren einging in die Herrlichkeit.

Als meine Zeit in Paris abgelaufen war, kehrte ich nach Schloß Putbus zurück, wo ein Fest zu meinem achtzehnten Geburtstag gegeben wurde. Meine Großmutter hatte vor, mich so schnell wie möglich zu ver-

heiraten. Der Plan lag schon fertig da. Ein sehr reicher Graf, mit dessen Vater sie seit vielen Jahren befreundet war, hatte die Sache mit ihr geregelt. Ich bekam Wind davon, wollte in kein weltliches Haus und betete dagegen. Da kam ein Brief zu allgemeiner Enttäuschung, der Graf war erkrankt und mußte den Besuch absagen. Meine Seufzer waren erhört.

Da zwei meiner älteren Schwestern und ich selbst unverheiratet zu Hause waren, beschäftigte ich mich mit dem Gedanken, das Vaterhaus zu verlassen und mein Erzieherinnen-Examen zu machen. Es sollte jedoch nicht sein.

Wir waren gerade im Spätherbst 1882 von Putbus nach Schloß Lissa für den Winter übergesiedelt, als mein Vater einen Brief von der Kronprinzessin, späteren Kaiserin Friedrich, bekam, die ihn bat, mich und meine ältere Schwester nach Berlin zu bringen, damit wir teilnehmen könnten an der englischen Quadrille, die zu Ehren ihrer Silberhochzeit 1883 getanzt werden sollte. Mein Vater wollte ihre Bitte nicht abschlagen, und wir gingen nach Berlin. Ich tanzte mit dem Prinzen Battenberg, dem späteren Vater der Königin von Spanien.

Wir gingen nun unter den denkbar günstigsten Verhältnissen an den kaiserlichen Hof. Mein Vater hatte eine der höchsten Hofstellungen als Obertruchseß. Die Töchter der Kronprinzessin waren uns freundlich gesinnt, die Kronprinzessin selbst war wie eine Mutter zu uns. Meine Großmutter wohnte im Blücherschen Palais, fürstlich eingerichtet, gab fürstliche Feste. Sie war es, die dafür sorgte, daß unsere Toiletten aus Paris kamen, und doch ließ mich das alles kalt. Ich bewunderte die festlich erleuchteten Säle und allen Prunk, aber hinterher erschien mir alles wie Nacht und ließ mich große Enttäuschungen erfahren. Ich suchte andere Freuden als diese, die ebensoschnell ver-

rannen, wie sie gekommen, Zisternen waren, aber kein Quellwasser.

Eines Abends lernte ich in einer Gesellschaft beim Grafen Alten meinen zukünftigen Mann kennen. Ich ahnte damals nicht, was in ihm vorging. Noch an demselben Abend schrieb er an seine Eltern, entweder er heirate mich oder keine. In Schloß Lissa, nachdem wir uns kennengelernt, verlobten wir uns. Ich kam in eine Familie, wo große Gottesfurcht und lebendiges Christentum waren. Der Onkel meines Mannes, Graf Wrshowetz, war ein vom Geiste Gottes erfüllter Mensch und wurde mir zum leuchtenden Vorbild.

Mein Vater fuhr mit mir im Sommer nach Schloß Leuthen, um mich als Braut den Eltern meines Mannes vorzustellen. Das imposante Schloß, dessen Turm unter Albrecht dem Bären erbaut war, der große, herrliche See davor, das alles machte auf mich einen romantischen Eindruck. Nie aber werde ich vergessen, als der Abend kam, Tausende von Leuchtkäfern auf dem Rasenplatz spielten. Es war, als ob sie für mich illuminierten. Nie habe ich es in späteren Jahren je wieder so gesehen. Meine Schwiegereltern nahmen mich auf wie das eigene Kind, und ich fand in meiner Schwiegermutter eine zweite Mutter wieder. Sie war eine geborene Freiin von Brenn, Tochter des Staatsministers Freiherr von Brenn, der zu gleicher Zeit mit meinem Großvater, Graf Lottum, in der Regierung tätig war.

An meinem neunzehnten Geburtstag 1883 heiratete ich zu Schloß Putbus. Die Trauung fand im Festsaal des Schlosses statt. Ich höre noch den Putbuser Bürgerchor den 91. Psalm singen, aus dem die Worte mir hell herausleuchteten: „Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“ Der Schloßprediger sprach über den Konfirmationsspruch, den mein Mann und ich als denselben erhalten hatten: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!“ (Offb. 3, 11).

Ich sehe noch deutlich den Extradampfer, den mein Vater für uns genommen hatte, reich beflaggt an der Lauterbacher Brücke stehen und die freundlichen Menschen aus Putbus mir mit den Meinen den Abschied zuwinken.

Unser Weg führte uns über Stettin—Berlin nach Italien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel. Bei Mondenschein fuhren wir in Rom auf den Monte Pincio und blickten auf die gewaltige Stadt mit ihrer Peterskirche. Der Mond leuchtete hell am Himmel und warf seine Strahlen in das Kolosseum hinein. Wir standen beide sinnend ernst vor dem Kreuz, dort in der Mitte errichtet in Erinnerung an all die Christen, die einst unter Nero um ihres Glaubens willen den wilden Tieren preisgegeben waren. Unauslöschliche Eindrücke, vergangen und doch geblieben!

Unvergeßlich wird mir die Fahrt auf einen hohen Berg in der Nähe von Neapel bleiben. Dort besichtigten wir ein Kloster. Ein Mönch führte uns hindurch, und als wir durch die kleine Kapelle schritten, öffnete er die Türen des Balkons. Ein herrlicher Blick über Neapel, Vesuv und den Golf von Neapel! Gerade zog ein furchtbares Gewitter auf, Blitze und Donner folgten, aber wir hatten eine Höhe erreicht, wo es unter uns wetterte und über uns der blaue Himmel und die Sonne lachten. In diesem Augenblick wurde es mir klar: so muß dein Leben sich gestalten! Du mußt über allem stehen lernen; Jesus Christus, als den Vollbringer dazu, kannte ich damals noch nicht.

Als wir nach unserer wundervollen Reise in Berlin einzogen — mein Mann stand dort bei dem Garde du Corps —, brachte uns ein eleganter Wagen meines Mannes mit zwei reizenden Pferden zu unserer neuen Wohnung; da hatte mein Vater alles aufs schönste eingerichtet.

Fünf Jahre durften wir in Berlin bleiben, wo 1885

zu allgemeiner Freude und Dankbarkeit uns unser erstes Kind, ein Sohn, geschenkt wurde.

Als Rittmeister nahm mein Mann den Abschied, und wir siedelten auf den Besitz meiner Schwiegereltern, die Standesherrschaft Leuthen im Kreise Lübben (Spree-wald), über, wo ein herrlicher See vor dem Schloß liegt, so wie ich es mir schon als Kind erträumt hatte.

In Schloß Leuthen wurde uns 1889 meine nun älteste Tochter, die jetzige Gräfin Pückler und Limpurg, geboren; sie war uns ein Lichtstrahl in äußerlich schwerer Zeit.

Die kleine Wanda war ein liebliches Kind. Eines Tages erkrankte sie plötzlich schwer und war, menschlich gesprochen, aufgegeben. Im Gebet legte ich das Kind in Gottes Hand. Er wisse, wie ich es liebte; aber ich wisse auch, daß er es noch viel mehr liebe als ich. Wenn es verlorengehen sollte für die Ewigkeit, bäte ich ihn, es zurückzunehmen. Plötzlich tönte das Wort an mein Ohr: „Dein Kind lebt!“ Es war das Wort, welches Jesus einst dem königlichen Beamten gesagt hatte, als er fürbittend für seinen Sohn zu ihm kam. Als ich in das Zimmer meines Kindes trat, sah es sich nach mir um, die Krankheit war gebrochen. So wurde es uns doppelt zurückgegeben; ich wußte es geborgen zeitlich und ewig.

Bald darauf stand ich an einem Wendepunkt meines Lebens. Dunkle Zeiten, durch die wir in viel Mißverständnissen mit Menschen hindurchgingen, führten mich in die Gefahr, in schlüpfrige Wege zu geraten. Notzeiten können leicht Träger finsterner Mächte werden und zu großen Versuchungen offene Türen schaffen. Eine solche Versuchung trat auch an mich heran. Ich lebte in eigener Kraft und hatte Jesus als den Befreier aus den Mächten der Finsternis noch nicht erfahren. Dennoch sehnte ich mich nach Lösung, ohne die Möglichkeit derselben zu sehen.

Als ich noch hin- und herging und mich die Lust zu diesem Abwege zog und ich ihn scheute, hörte ich deutlich das Wort 1. Mose 4, 7: „Wenn du fromm bist, so bist du angenehm; bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Tür, und nach dir hat sie Verlangen. Du aber herrsche über sie!“

Wie ein Vogel der Schlinge des Jägers entronnen, so hat dieses Wort mich frei gemacht, und ich gebe es weiter für die, die sich in ähnlicher Lage befinden.

Als ich meiner mütterlichen Freundin dies Erlebnis erzählte, noch immer in Erstaunen, wie es möglich gewesen, dieser Versuchung zu entgehen, sagte sie mir in ihrer einfachen Art: „Der Wunsch, nicht eingehen zu wollen, war die Oese, die Gnade von oben der Haken, beides bildete den Verschuß, so wurdest du frei.“

Ich habe diesen Vergleich nie wieder vergessen können.

Neu gestärkt trat ich in neue Aufgaben ein. Ich durfte noch in Großleuthen ein Kinderheim bauen, das ich seit 1892 weiter im Glauben erhalte. Wie ich dazu kam, möchte ich kurz erzählen: Ich lief viel Schlittschuh auf unserem schönen Leuthener See. Eines Tages, bald nach Weihnachten, wo ich wieder dieser Passion nachging, traf ich auf dem Eise einen sechsjährigen kleinen Jungen unseres Hofmeisters. Ich fragte ihn, ob er denn auch wisse, weshalb wir Weihnachten feierten. Er sah mich erstaunt an. Ich fragte weiter, ob er denn nicht wisse, daß der Heiland zu Weihnachten geboren und wir seinen Geburtstag feierten. Er wußte von nichts. So ließ dieser kleine Junge sofort den Entschluß in mir reifen, in Leuthen einen Kindergarten zu eröffnen.

Ich wandte mich dazu an unseren Schafmeister, der viel herumkam und sehr umsichtig war, und bat ihn, falls er etwas hörte von einem zu verkaufenden Bauernhof, doch an mich zu denken und mir davon Mitteilung zu machen. Er versprach es und hielt Wort.

Im Frühling ließ er sich bei mir melden. Ein Bauern-

ehepaar wollte seinen Bauernhof verkaufen und in die Stadt ziehen. Die Summe wurde mir genannt, ich konnte es ermöglichen und kaufte das Grundstück.

Das kleine Bauernhaus wurde sofort von mir in Angriff genommen. Morgens, mittags und abends war ich tatkräftig als Aufsicht beim Umbau zugegen und dirigierte alles. Es war, als ob mir jemand zurief: „Eile dich, sonst ist es zu spät!“

In den ersten Tagen des Juli war alles fertig. Eine Schwester, die stellenlos durch die Gegend reiste und auch Großleuthen streifte, wurde zur Leitung bestimmt. Sie war ein leuchtendes Kind Gottes.

Am Geburtstag meiner Mutter, 12. Juli, wurde das Heim eingeweiht. Es war der letzte Liebesakt, den ich dort ausüben durfte. Diese Gründung bildete gleichsam den Abschluß meines Dortseins. Ich kehrte nur noch besuchsweise nach Großleuthen zurück.

Am 13. Juli begleitete ich meinen Mann, der schon lange kränkelte, zu einer Kur nach Dresden. Dort ging er in eine bessere Welt ein. Wenn ich schon lange sorgend sein Leiden beobachtet hatte, so hoffte ich doch immer wieder auf eine bessere Wendung. War er doch in den neun Jahren unserer Ehe in ständiger Fürsorge um mich gewesen. Das Motto seines Lebens: aufrichtig, treu und beständig hatte er an mir voll zum Austrag gebracht. Im Gebetsgeist erzogen, zog ihn das Gebet immer wieder nach oben, und ich danke es ihm noch heute, was er mir war.

Seine auffallend schöne Gestalt entsprach seinen edlen Gesinnungen. Es ist zu verstehen, daß sein Fortgang von dieser Erde mich das Wort erleben ließ: „Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen.“

Ich wurde dann als junge Witwe mit 28 Jahren von der Tante meines Mannes, Gräfin Wrschowitz (der Onkel war 1889 heimgegangen), nach Schloß Lagow mit den Meinen eingeladen. Hier wurde auch ein Vier-

teljahr nach dem Tode meines Mannes meine jüngste Tochter geboren.

Drei Vierteljahre wartete ich hier auf eine Offenbarung Gottes, wohin ich meine Schritte lenken sollte. Eines Nachts kam die Antwort von oben: „Geh nach Hannover!“ Ich folgte dem Rufe Gottes und ging. Nun konnte ich meine drei Kinder, Sohn und zwei Töchter, bei mir behalten und ihnen leben. Auch äußerlich sorgte der Herr für unser Wohl. Ich durfte mit meinen Kindern die Ferien in Schloß Harbke zubringen bei meiner ältesten Schwester Marie, späteren Fürstin Putbus, die sich mütterlich unser annahm.

In Hannover verlebte ich eine Gnadenzeit, kam zum vollen Glauben an Christus und konnte arbeiten im wahren Frieden.

Wie das zugeht? Ich spürte plötzlich, daß mir, trotz meiner vielen Gebete zu Gott und mancher Erhörun-gen, doch der volle Zugang zu Gott fehlte. Eine innere Stimme sagte mir, daß ich zu Christus nicht richtig stünde. Ich glaubte mich schon vereint mit Gott und hatte seinen Sohn für mich ausgeschaltet, obwohl ich ihn voll anerkannte.

Ich wandte mich an einen bedeutenden Prediger in Hannover, der eine Stimme wie eine Kirchenglocke hatte, und zu dem die Leute allsonntäglich nur so strömten. Als ich ihm mein Herz ausschütten wollte, merkte ich sehr bald, daß er gar kein Verständnis für mich hatte, mich in die Werke statt zum Werkmeister führen wollte — ich fürchte, er war ein Mann, der trotz all seiner Predigten selber keinen wahren Frieden hatte.

Da bat ich Gott, daß, wenn er noch etwas mit mir vorhätte, er mich zu einem gläubigen Laien führen möchte, und er tat es. Meine Kinder wurden krank, und der Arzt forderte Wyk auf Föhr für sie. Dort hatte ich mir in einem Hotel eine Wohnung bestellt, die sich aber als feucht erwies, so daß ich sie aufgeben

mußte. Ich wanderte nun die Strandpassage entlang, und als ich an dem letzten Hause angekommen war, über dem die Worte standen: „Villa Fernsicht“, wurde ich wie von einer unsichtbaren Hand erfaßt und getrieben, hineinzugehen.

Als ich die Treppe hinaufging, standen die Worte auf der Wand: „Alles und in allem Christus.“ Also *das* war das Haus, wohin ich sollte! Eine wunderbare Geistesluft umwehte mich hier. Eine Frau, die Wirtin, mit Bubikopf (damals noch nicht modern), führte mich in das Balkonzimmer, von wo aus man auf das weite Meer hinausblicken konnte. Als ich sie fragte, wie sie denn zu den abgeschnittenen Haaren käme, erwiderte sie, sie habe Kindbettfieber gehabt, sei von den Ärzten aufgegeben worden, aber der Heiland sei gekommen und habe sie gesund gemacht. Ihr Mann, so erzählte sie weiter, sei Maschinist auf der Insel Wyk-Föhr, ein lebendiger Christ. Jeden Sonntag wären Versammlungen im Saal unten, sie hoffe, daß ich dazu kommen würde.

Mir war zumute wie einer Träumenden. Also das war der Mann, den Gott mir zur Aussprache bestimmt hatte. Er kam immer abends nach Hause. Ein großer Kampf entstand in mir. Sollte ich hinabgehen und diesem einfachen Mann mein Inneres auftun? Ich entsinne mich noch, wie ich immer wieder zaudernd an der Treppe stand. So mag es einem Nikodemus zumute gewesen sein in jener Nacht, als er sich mit Jesus aussprechen wollte.

Es ging hin und her in mir. Sollte ich? Sollte ich nicht? Aber Gottes Geist blieb Sieger. Er überwand mich, ich ging. Da stand ich nun diesem lieben Herrn Volquardsen mit seinen blauen, tiefen Friedensaugen gegenüber, denen ich anmerkte, daß er in einer anderen Welt lebte.

Bengel hat schon recht, wenn er sagt: „Der Himmel ist ein Zustand, ehe er ein Ort ist.“ Seine Entgegnung

auf meine zaghaften Mitteilungen war eine ganz einfache: „Sie mögen ja viele gute Werke tun, aber Sie haben gar keine Sündenerkenntnis...“, und ... er hatte recht. So wurde ich denn in diesem Hause durch ihn zum Glauben an Christum erweckt, der nun meine Zuflucht wurde. In der Nacht darauf hatte ich einen wunderbaren Traum. Ich stürzte zu seinen Füßen, und der Geist Gottes durchdrang mich. Er besiegelte das, was in der Zukunft geschehen sollte, und was ich etwa vier Jahre darauf erlebte.

In diesem erweckten Zustand blieb ich etwa zwei Jahre. Dann lernte ich, wieder in Wyk, einen Evangelisten kennen, Herrn Paulsen, dessen sanfte Art mich anzog. Da er dicht bei Hannover seine Anstellung hatte, kam er auf meine Bitte alle vier Wochen zu mir und hielt Bibelstunden in meinem Hause. Nach einem Jahr, kurz vor seinem Fortgang, teilte ich ihm mit, daß ich den Entschluß gefaßt hätte, mich Jesus ganz auszuliefern, aber ich wollte zuvor meine Fehler ablegen; denn ich war zur Erkenntnis der Sünde gekommen.

Seine Entgegnung war: „Denken Sie, Jesus will Sie etwa ohne Sünde haben? Er will Sie haben, wie Sie sind.“ Da ging mir das Licht auf, und ich erkannte die Wahrheit. Er kniete mit mir nieder und betete für mich. Ich fühlte den Heiland neben mir, er nahm mir von meiner Schulter eine schwere Last ab. *Ich hatte Uergebung der Sünden erlangt.* Von Stund an spürte ich eine Kraft in mir, die ich bisher nie gehabt. Wohl wurde ich nun von vielen Menschen nicht mehr verstanden, aber Jesus verstand mich und trug mich über alle Wogen und Klippen hinweg. In diesem Zustand wandelte ich etwa zwei Jahre, hatte eine Kraft erhalten, aber streckte mich nach mehr aus. Ich lebte in Römer 7, 18, ich schwankte zwischen Können und Nichtkönnen.

Da kam Graf *Korff*, jener gewaltige Zeuge der Wahrheit, nach Hannover, der um seines Glaubens willen Rußland 1884 verlassen mußte und nun überall das Evangelium verkündete. Er kam auch zu mir. Ich erzählte ihm von meinen früheren Erlebnissen, und er entgegnete: „Aber Sie sind doch ein Kind Gottes!“ — „Ja, das kann sein“, erwiderte ich, „aber ich will das haben, was durchströmte Kinder Gottes haben und mir noch fehlt.“

So betete der liebe Graf *Korff* für mich. Er wurde mein Ananias (Apostelgeschichte 9), durch ihn wurde mir der letzte Schleier von den Augen genommen. Ich bekam das volle Licht. Am nächsten Morgen wußte ich: Ich bin von neuem geboren. Ehre sei Gott in der Höhe!

In diesem großen inneren Glück siedelte ich 1905 nach dem Tode der Gräfin *Wrshowetz* nach Schloß *Lagow* über und verwaltete zwei Güter meines Sohnes, der leider erkrankt und dazu unfähig war. Es war mit der schwerste Augenblick meines Lebens, als ich mich zu dem Entschluß durchringen mußte, ihn entmündigen zu lassen. Ein Trostwort leuchtete mir aus seiner ersten Jugendzeit, das er mir anvertraut hatte: „Ich habe heute dem *Herrn* gesagt: Wenn du mich vor eine solche schwere Aufgabe stellst, wirst du mich wohl auch für würdig halten, sie zu lösen.“ Und er hatte sie gelöst. So wußte ich ihn geborgen, als er von dieser Erde abgerufen wurde in eine bessere Welt. Wohl ging ich durch dunkle Täler, aber die Sterne ewiger Verheißung haben mir immer geleuchtet, Jesus hat mich nie verlassen und mir überall Gelingen geschenkt, wo ich meinen Willen unter den seinen stellte.

Jetzt, wo ich mich seit dem Tode meines Sohnes zur Ruhe setzen durfte, indem ich die äußere Verwaltung abgegeben habe und am Ausgang meines irdischen Lebens stehe, lasse ich dieses Büchlein mit meinen Glaubenserfahrungen hinausgehen. Wie würde ich dem

Herrn einmal danken, wenn einer oder der andere mir droben begegnen würde und sagen: „Ich habe es auf dein Zeugnis mit diesem mächtigen König Jesus Christus versucht und ihn als Heil, Hilfe und Kraft erfahren.“

Margot Wurmb von Zink,
geb. Gräfin Lottum.

Gebetserhörungen

Weicht, ihr Sorgengeister!

Ich wohne in einem alten Schloß. Mein Schlafzimmer ist verbunden mit der kleinen Bibliothek durch einen schmalen Korridor. Auf diesem lag jeden Abend ein großer schöner Bernhardiner und hielt Wache vor meiner Tür.

Gerade am Abend des 22. Mai 1916 war ich wie immer sehr spät zu Bett gegangen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber eine Art Sorgengeist befiel mich. Mein Geld lag in meinem kleinen Arbeitszimmer im Sekretär. Ich hatte keine Ahnung, wieviel noch in meiner Kasse war, aber soviel war mir klar: reichen für das, was vor mir lag, konnte das Vorhandene nicht. Bei solchen Gelegenheiten bat ich den Heiland, wie ich das noch heute tue, seine Hand auf mein Geld zu legen; denn unter seiner Segenshand ist alles gesegnet und vermehrt sich wunderbar.

Diesmal aber dachte ich, und es kam dabei etwas wie ein Sichverlassen auf das Geld über mich: du willst doch einmal zählen, wieviel du noch hast. Vielleicht ist es doch mehr, als du denkst. Gesagt, getan! Ich nahm ein Licht, öffnete die Tür zum kleinen Korridor und schritt in Gedanken verloren über ihn hin. Dabei vergaß ich den Hund, stürzte über ihn weg und lag der Länge nach am Boden. Mein Licht war verlöscht. Der Hund hatte sich nicht gerührt und blieb auch jetzt

ganz ruhig liegen, aber ich selbst stand doch etwas ernüchtert auf. Der Fall hatte mir doch etwas gesagt. Und als ich wieder zurückging in mein Schlafzimmer, ohne das Geld gezählt zu haben, schlug ich den Psalm 48 auf, in dem mir die Verse 13 und 14 hell leuchteten: „Zählet ihre Türme, durchwandelt ihre Paläste!“ Ach, wie beschämt war ich! Was sollte mir dies alles sagen? Weißt du nicht, merkst du nicht: Zähle nicht dein Geld, aber zähle die Goldtürme deines Vaterhauses droben, d. h. suche tiefer einzudringen in seine Hilfe, und du wirst es erfahren: „Sorget nichts!“ (Phil. 4, 6.)

„Euer Vater weiß, was ihr bedürft.“

(Matth. 6, 8)

Es ist wunderbar, wie es oft im Leben geht. Man glaubt zu schieben und wird wunderbar geschoben. Oft müssen verkehrt gehende Uhren oder falsch gesehene Zeiten Winke und Ausfühler höherer Gewalten sein.

So erging es mir. Es war in der Vorkriegszeit. Ich befand mich in Frankfurt (Oder), hatte dort Einkäufe gemacht. Plötzlich sah ich nach der Uhr. Es war die höchste Zeit. Ich mußte zur Bahn. Als ich dort anlangte, sah ich, daß ich mich um eine ganze Stunde verrechnet hatte. Dazu innerlich gedrängt, setzte ich mich auf eine Bank draußen, und zwar ganz nahe dem Durchgang. Da plötzlich beobachtete ich etwa vier oder fünf Männer und Frauen, die wie geschlagen, geführt von dem Bahnvorsteher, an mir vorbeigingen. Ich stand sofort auf und erkundigte mich nach dem Grunde dieser traurigen Gesichter. Es waren Polen, die auf einem Gut beschäftigt und dort festgehalten worden waren und 14 Tage Gefängnis bekommen hatten, angeblich, weil sie ein Brot gestohlen hatten. Als es offenbar wurde, daß sie unschuldig waren, waren die Fahrkarten abgelaufen, und sie konnten nicht weiter. Daher die Trauer auf den Gesichtern.

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Ich bat den Vorsteher, den armen Menschen die Fahrkarten zu kaufen, besorgte ihnen durch meine Kinder noch etwas zu essen und händigte jedem einen Notgroschen aus. Ich werde nie die Umwandlung vergessen, die sich auf den Gesichtern ausprägte: Freude und Dankbarkeit. Sie stürzten mir zu Füßen und küßten sie. Eine Dame, die neben mir auf der Bank saß, sagte: „Ich werde dieses Erlebnis nie in meinem Leben vergessen.“ Ich aber lobte und pries meinen treuesten Freund Jesus, der mich in Gnaden benutzte, diesen armen Menschen zu helfen. Ja wahrlich: Geben ist seliger denn Nehmen.

Wie mögen diese lieben Menschen um Hilfe gebetet haben, und er erhört Gebet!

„Wenn du könntest glauben.“ (Mark. 9, 23)

Es war in der Inflationszeit. Ich hatte einen für Glaubensdinge gleichgültigen Rentmeister für die Verwaltung meines Sohnes. In das Geheimnis der Verbindung mit Jesus war er nicht eingedrungen. So war es auch nicht zu verwundern, daß er Erhörungen und Erwartungen durch das Gebet nicht fassen konnte.

Ich war gerade im Büro. Er machte mich darauf aufmerksam, daß ich am kommenden Sonnabend eine Verpflichtung zur Auszahlung von 35 000 Mark hätte. Er fragte mich, wie ich das Geld zu beschaffen gedächte. Ich konnte ihm darauf nur erwidern, daß es heute noch nicht Sonnabend sei, aber ich fest wisse, daß das Geld zur Zeit dasein werde. So fügte es sich, daß, als ich gerade etwa drei Tage später im Büro war, ein Briefträger kam und mir zwei Postanweisungen brachte, zusammen 35 000 Mark (etwa 1500 Goldmark). Ich staunte. Was war das nur? Weder daß ich mich auf den Absender der Postanweisungen, noch auf das Wie dieser wunderbaren Lösung entsinnen konnte. Da kam Licht

hinein. Ich hatte vor etwa zwei Jahren einem Antiquar eine alte englische Uhr gegeben mit der Bestimmung, sie nur dann zu verkaufen, wenn sie den geforderten Preis brächte. So war gerade zur Zeit dieser Erlös da, um uns aus der Verlegenheit zu befreien.

Ich werde den Augenblick nicht vergessen, als ich die für den Sonnabend geforderte Summe dem Beamten reichen konnte, der, erstaunt ob dieser wunderbaren Führung, kein Wort sagte. Ja, glauben heißt vertrauen, und vertrauen heißt sehen.

Wie töricht die Menschen, denen der Glaube fehlt, die Jesus nicht als Vermittler haben, nicht kennen und erfahren und somit von dem stets offenen Vaterherzen nichts wissen und nichts ahnen!

Glückselig aber der, der es erfahren hat: „Mein Vater kann alles!“

„Auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden.“
(Mark. 16, 18)

Wenn ich nachfolgendes Erlebnis mit einfüge, so tue ich es, um obiges Wort unter den Gebetserhörungen aufleben zu lassen und die Kinder Gottes zu mahnen, sich zu üben in dieser heiligen Kunst des Gebets.

Bei einem Besuch auf dem Lande fuhr ich mit einer Bekannten ans Meer. Auf der Heimfahrt fuhren wir an einem Hause vorbei, dessen Hauptportal offenstand.

Da bemerkte ich ein Ruhebett, auf dem ein Kind von etwa zwölf Jahren lag, neben dem eine Frau stand. Ich ließ zwei Häuser weiter den Kutscher halten, lief die paar Schritte zurück und ging in das Haus hinein.

„Was fehlt nur dem Kinde?“ fragte ich die bekümmerte Mutter. Sie erzählte, daß es schon drei Wochen an einem geschwollenen Bein festläge, von dem sich die Ärzte die Ursache nicht erklären könnten.

Ich sah mir das Kind an und sah in zwei klare, schöne Augen. „Wenn ich“, fragte ich, „meine Hand auf dein krankes Bein legen und den Herrn Jesus bitten würde, es dir zu heilen, würdest du es glauben, daß er es täte?“ Es sah mich in vollem Glauben an und sagte ja.

Nun bat ich den Herrn Jesus um Heilung für das Kind. Dann nahm ich Abschied, ging ebensoschnell fort, wie ich gekommen, sprang in den Wagen und war ihren Augen entschwunden.

Zwei Tage darauf, neugierig, was der Herr wohl darin getan, fuhr ich von neuem hin. Die Tür war verschlossen. Die Nachbarin sagte mir: „Ach, das Kind ist wieder gesund und ist seit gestern schon wieder auf dem Felde.“

So hatte mein himmlischer Freund wieder gesiegt, und ich dankte ihm, daß er mich benutzte, ihm dienstbar zu sein.

Wieviel mehr würden die Kinder Gottes auch darin erleben, wenn sie im Glauben handelten!

„Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze.“
(1. Tim. 4, 8)

Der Vorbesitzer von Lagow, der liebe, teure Onkel Graf Wrschowitz, sah von dem Fenster seines Wohnzimmers auf ein Stück Land, das etwa 32 Morgen umfaßte, fiskalisch war und als Fremdstück zwischen ihm und seinem größeren Park, etwa 50 Morgen umfassend, lag.

Als einmal ein einflußreicher Herr der Regierung mehrere Tage zu Gast war, fragte er ihn, ob er nicht irgendeinen Wunsch habe, den er ihm erfüllen könnte. Es kämpfte in dem lieben Onkel; aber die Gewißheit, Gastfreundschaft nicht für persönliche Wünsche auszunutzen, führte ihn zum Schweigen. „Ich denke, ihr werdet es einmal erreichen“, so ähnlich sagte er mir, und ich pries im Herzen diesen lieben, treuen Onkel.

Als ich hierher zog, hatte ich mein Augenmerk auf dieses Stück Land gerichtet und um das Gelingen dazu Jesus gebeten. Als der Onkel im Jahre 1856 den Besitz von einem Herrn von Oppen kaufte, mußte er die Verpflichtung übernehmen, dem Publikum den freien Zugang zu dem Park, genannt Tiergarten, zu gestatten. Dagegen war dem Vorbesitzer, als ihm diese Verpflichtung durch die Regierung auferlegt wurde, zugesichert worden, daß er bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit das zwischen Schloß und Park gelegene fiskalische Land bekommen sollte.

Der Forstmeister des Fiskus, der dieses Zwischenland in Pacht hatte, wünschte nun plötzlich Ablösung desselben vom Fiskus, und diese wurde ihm zugestanden. Er wußte auch von meinem Wunsch, aber alle Versuche des Eintausches waren gescheitert, und nun standen wir vor der Tatsache: entweder das Land wurde in zwei Tagen auf 18 Jahre anderweitig verpachtet, um dem Forstmeister die gewünschte Abfindung zu geben, oder aber ich kam mit dem Fiskus zu irgendeinem Abschluß. Als ich Jesus um Hilfe und Weisung bat, bekam ich das Wort: „Sollte uns Gott mit ihm nicht alles schenken?“ Ich jubelte: ja, Jesus hatte ich. Ich war sein Eigentum geworden, nun hatte ich auch das Land als *Geschenk* vom Vater; denn Geld dazu war nicht vorhanden. Ich entschloß mich ganz kurz, fuhr am nächsten Tag mit den Grundakten nach Berlin und ließ mich im Ministerium bei dem damaligen Minister Herrn von Bethmann-Hollweg melden. Er hatte gerade einen Vortrag beim Kaiser und stellte mich vor die Entscheidung, entweder auf ihn eine halbe Stunde zu warten oder mich an den Forstrat dieser Abteilung zu wenden. Ich wählte das letztere. Ich weiß seinen Namen nicht mehr, aber ich saß bald ihm gegenüber und trug mein Anliegen vor. Die Akten lagen vor ihm. Meine Worte hatten gar keinen Einfluß, er blieb dabei

daß entweder ein Eintausch gemacht werden müsse, was durch Verpachtung und Forderung unserer besten Ländereien unmöglich war, oder aber mein Sohn, dessen Vormünderin ich war, sollte pro Morgen 4000 Mark geben bzw. das Landstück kaufen, also auch dies war ganz ausgeschlossen. Ich teilte ihm nun mit, daß ich freilich keinen Ausweg hierin sähe, aber fest wisse, daß ich das Land bekäme, weil Gott es mir verheißen. Er sah mich erstaunt an. Dann bat ich ihn um die Akten. Als ich sie vor mich legte und öffnete, fiel mein Blick gleich auf die vorgenannte Stelle des alten Rezesses, die mir so hell beleuchtet wurde, daß ich merkte, wie das Licht von oben auf den Forstrat weiterging. „Geben Sie mir doch einmal die Akten her“, sagte er, „denn so habe ich die Sache ja noch nie gelesen, dann sind wir ja moralisch verpflichtet, Ihnen das Land zu geben.“ Ich antwortete zustimmend, teilte aber zugleich mit, daß wir mehr als 400 Mark pro Morgen nicht bewilligen könnten, und der Herr gab in seiner unendlichen Gnade, nach dem nötigen Anruf zu ihm, mir den Gedanken ein, an diese Bedingung noch die zu knüpfen, daß, wenn ein Nachbesitzer das Land zum Bau verkaufen würde, der Überschuß dieser 400 Mark dem Fiskus zufallen sollte. Er war einverstanden; denn damit waren auch für ihn alle Gewissenskrupel gelöst.

„Und was werden Sie nun tun, Herr Forstrat?“, fragte ich. „Werden Sie die Verpachtung absagen, die morgen angesagt ist?“ — „Ja, das werde ich tun, ich werde abtelegraphieren.“ Wir reichten uns die Hand. Mein himmlischer Freund hatte gesiegt. Welche Sorgenlast hatte er mir abgenommen! Gelobt sei sein Name! Diesen lieben Forstrat aber, der einging auf höheren Willen, segne er für die Ewigkeit! Diente er doch, meinen Glauben zu stärken.

Als ich nach Hause kam, war große Freude und Erstaunen. Wie es aber zu sein pflegt, nach großen Seg-

nungen folgen Anfechtungen. So war es auch hier. Nach dem Rausch der Freude kam die Ernüchterung. Der hier waltende Beamte fragte mich: „Woher sollen wir denn die 12 800 Mark nehmen, die in acht Tagen dafür bezahlt werden sollen?“ Ich sagte ihm, daß er, der durch diese Angelegenheit selbst geführt, auch das nötige Geld dafür *schenken* würde. *Doch es hieß warten*. Und ich wartete im Glauben. Einige Tage darauf meldete sich bei mir ein Herr B., der eine größere Eisenindustrie in der Nähe hatte. Er bat um ein Stück Land jenseits des Sees zum Zweck des Baues eines Sanatoriums. Ich war einverstanden. Er zahlte bis auf ein Geringes die ganze Summe aus.

Als etwa sechs Jahre darauf nun doch der Bau nicht zustande gekommen war und der Käufer plötzlich gestorben, bat mich die Witwe, ihr das Land zurückzunehmen für denselben Preis, und ich tat es, da inzwischen mein Mündel in Vermögen gekommen war. Welche Segensspuren knüpfen sich an all unser Tun, wenn Jesus unser Herr geworden und unser Wille dem seinen untersteht!

„Wie ich zu meinem Gemeindehaus kam.“

Es bleibt eine Tatsache, daß Wünsche, die wir für das Reich Gottes im Herzen tragen, immer Erhörung finden. Nur freilich, wie jede Pflanze sich langsam entwickelt, ehe sie zur Blüte kommt und Frucht trägt, so verhält es sich auch damit. Das Warten sollen wir erlernen, und das ist weise eingerichtet.

Diese Phase mußte auch ich durchwandern. Als aber der große Augenblick kam, da es hieß: „Handle!“, konnte ich das ebensowenig verstehen wie das Warten.

Ich greife nun zurück auf die alte Zeit. Der Onkel meines Mannes, der Graf Wrshowetz, war ein überzeugter Christ. Er redete nicht viel davon, aber sein

ganzes Leben strömte Christus aus. Ihm habe ich es mit zu verdanken, wenn ich mich sehnd danach ausstreckte, eine Jüngerin Jesu zu werden.

Einer der großen Wünsche des teuren Onkels war, hier in Lagow ein Kinderheim zu gründen. Er hat es nicht erreicht, denn immer schob sich etwas dazwischen; aber ich kannte seinen Wunsch, und der blieb mir stets heilig.

Da kam der Frühling 1914 heran. Als ich etwa ein Jahr vorher bei meiner Schwester, Gräfin Putbus, zu Besuch gewesen, hatte ich einen Architekten dort kennengelernt, der mich nach meinen baulichen Wünschen befragte.

Nun, die Antwort war nicht schwer. Ich zeichnete schnell mit Bleistift ein Haus auf, wie ich es mir als Gemeindehaus dachte, und er erbot sich, unverbindlich eine Zeichnung dafür zu machen, was ich ihm gern gestattete.

Gerade in jenem oben erwähnten Jahr bekam ich diese Zeichnung zugesandt. Ich staunte — und war begierig, was mein himmlischer Freund vorhatte. Nicht lange darauf schickte der Pächter meines Sohnes zu mir und fragte an, ob er mir nicht Steine frei fahren könnte. Ich hätte doch immer von einem Kinderheim gesprochen, das ich zu bauen wünschte.

Wieder ein wunderbarer Wink! Ich staunte von neuem. Dann fragte mich eine liebe Kusine, warum ich denn nicht ein Kinderheim baute. Ich entgegnete ihr darauf, daß mir das Geld dazu fehle. Sie meinte, sie könne mich nicht verstehen. Ich hätte doch solchen Glauben. Wieder ein Ruf von oben!

Da plötzlich besuchte mich eine Gräfin P. Sie kam mit einer Bitte an mich heran. Sie bot mir eine Summe von 38 000 Mark und bat mich, dieses Geld auf Hypothek irgendwo anzulegen. Sie ahnte nichts von meinem geheimen Wunsch.

Ich schlug ihr die Bitte rundweg ab. Den zweiten Tag kam sie wieder. Sie bat noch dringender darum. Ich blieb ebenso fest wie das erste Mal. An eine Verwendung für mein Gemeindehaus dachte ich nicht im entferntesten.

Da, in der Nacht darauf, sprach der Herr mit mir: „Ich biete dir das Geld an für das Gemeindehaus, und du nimmst es nicht!“ Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Was sind wir doch für törichte Menschen, ehe wir die Befehle des Herrn verstehen, um sie auszuführen!

Meine Antwort war: „Ja, Herr, wenn die Gräfin noch einmal kommt, will ich alles aus deiner Hand nehmen.“ Und sie kam.

Da nahm ich seine Gabe an und baute das Gemeindehaus. Als es fertig war, im August 1914, fragte mich der Architekt, welches Wort ich über das Portal zu schreiben wünschte; denn ich hatte ihm eins dafür verheißen. Ich konnte keins sagen; denn ich wartete auf eine Offenbarung meines treuesten Freundes.

Eines Tages fuhr ich an dem Hause mit meinen Kindern vorüber, die dieselbe Frage an mich richteten. Da, als ich ihnen gerade mitgeteilt, ich warte auf eine Offenbarung von oben, tönte ganz laut das Wort an mein Ohr: „Durch Glauben zum Schauen!“ Und dieses Wort steht nun mit großen goldenen Lettern über der Eingangstür. Ein junges Mädchen kam dadurch zum Glauben.

Wunderbar sind des Herrn Wege und herrlich seine Führungen.

Er selbst weihte das Haus damals ein, in dem dreißig junge Mädchen zur Bekehrung kamen und Männer und Frauen ebenso die Gnade Gottes erlebten.

Der Herr hatte sein Wort eingelöst, welches er mir vor Jahren gegeben: „Ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.“ Ja, wahrlich: „Durch Glauben zum Schauen!“

„Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.“ (Ps. 106, 1)

Es war etwa im Jahre 1911. Die Eisenbahn nach L. war erbaut, und der mächtige Viadukt hob sich als Koloß empor. Das Terrain für den Bau der Eisenbahn war vom hiesigen Besitzer freigegeben worden, und hohe Anschlußdämme waren zu diesem Zweck aufgerichtet, auf denen Bäume gepflanzt wurden.

In diese Zeit fällt mein Erlebnis. Unweit des Viadukts am Fuße des Böschungskegels befand sich das alte Tagelöhnerhaus. Es war der Neuzeit nicht mehr entsprechend, dazu viel zu klein, und es fehlte somit an Wohnungen für die Tagelöhner. Mein Herzenswunsch war, ein neues Tagelöhnerhaus zu errichten, was menschlich gerechnet ganz unmöglich war, da die Mittel fehlten. Aber ich hatte ja einen himmlischen Freund, der über alle Gelder verfügt. So seufzte ich zu ihm, und er erhörte mich. Eines Tages kam der Beamte, der die Angelegenheiten meines Sohnes führte, für die ich als Vormünderin einstand, zu mir. Er überbrachte die Anfrage der Eisenbahndirektion, ob ich gewillt sei, den Nießbrauch der Wälle für die Zukunft zu behalten, oder ob ich diese der Eisenbahndirektion überlassen wolle, wodurch natürlich das darauf gewachsene Holz in Zukunft dieser zufiele. Im Neinfall blieb das Terrain dem Gut, aber ich trug die Verantwortung für etwa entstehenden Schaden. Es wurde mir sofort klar, daß ich diese Verantwortung nicht übernehmen dürfte.

Was folgte nun? Acht Tage später etwa rutschte der Böschungskegel, zerquetschte ein Drittel des alten Tagelöhnerhauses, in dem glücklicherweise gerade niemand wohnte, und die Eisenbahndirektion legte mir auf den Tisch des Hauses 12000 Mark Entschädigung. Sofort baute ich dafür ein neues, schönes Tagelöhnerhaus auf,

lobte und dankte meinem treuesten Freunde Jesus Christus, der mir so wunderbar geholfen, mein Seufzen aufgenommen und mir auf so herrliche Weise meinen Wunsch erfüllte.

„Sorget nichts!“ (Phil. 4, 6)

Es war im Jahre 1908. Es ging uns noch allen gut, und doch schließt keine Zeit, und das ist weise eingerichtet, Notzeiten aus. So erging es mir damals. Ich hatte auf der Bank eine Schuld von 64 000 Mark, ein dort ruhendes Kapital, meiner ältesten Tochter gehörig. Ich hatte dasselbe belasten müssen lediglich, um wichtige Verpflichtungen an Bauten, Reparaturen und Aussteuer derselben zu erfüllen. Aber diese entnommenen 64 000 Mark hielt ich mich verpflichtet, zurückzuzahlen.

Ich konnte meine Not niemand klagen; denn weder meine Kinder noch sonst jemand hätte Verständnis dafür gehabt. *Nur einen* Freund hatte ich: Jesus. Er verstand mich; zu ihm gingen meine Seufzer und trafen Gottes Herz. Zwei Jahre hatte ich diese Gebete hinaufgesandt und wartete auf Erhörung. Da plötzlich bekam ich einen Brief meiner ältesten Schwester: sie bat mich, nach Hause zu kommen und einige Tage mit ihr und meinen Geschwistern zu verleben. Ich wußte genau, daß von ihr mir keine Hilfe kommen konnte; denn sie hatte unter schweren Verhältnissen das Erbe meines Vaters angetreten. Was sollte ich tun? Eine Reise erforderte wieder Ausgaben. Sollte ich ihr abschreiben? Ich eilte zu meinem besten Freund und bekam die Gewißheit: Du mußt reisen; so tat ich es im Gehorsam.

Wir verlebten im Geschwisterkreis freundliche Tage, der letzte Tag kam heran, meine Schwester beauftragte die Herren der Kanzlei zu uns, damit sie uns unsere finanzielle Lage klarstellen sollten. Der Rendant trat an mich heran. Er teilte mir mit, daß ein Terrainpapier

meiner verstorbenen Großmutter, zu meiner Verfügung stehend, noch daläge. Dieses Papier hatte vor zwei Jahren einen Wert von 28 000 Mark gehabt, war aber in diesen zwei Jahren auf 64 000 Mark gestiegen. So fragte er mich, ob er dieses Papier für mich verkaufen dürfe. Ich weiß nicht, wie mir zumute war; also deshalb hatte ich so lange warten müssen, damit meine Schuldsomme voll berichtigt werden konnte. Ja, wahrlich, wir haben einen Gott, der da hilft!

So wurde denn mein Papier verkauft, und der Bankdirektor, der mich vor acht Tagen noch angefahren hatte, weil sich meine Schuldsomme so angehäuft, sollte nun auch erfahren, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist. Ich aber pries meinen besten Freund, und ihm gilt mein Jubilate noch heute dafür.

Es ist schön, wenn wir die Hilfe, nach der wir uns ausstreckten, erfahren dürfen. Wir haben einen Freund, der uns versteht und uns in allen Lagen diese wunderbare Erfahrung vor Augen führen will.

„So du glauben würdest . . .“ (Joh. 11, 40)

Es ist Jahre her. Ich hörte den lieben Pastor Moder-
sohn in Stuttgart über die Gründung der Ehe und ihre
Bedeutung sprechen. Damit wurde eine Erinnerung
wachgerufen, die ich hierdurch wiedergeben möchte.

Ich mußte für das Majorat meines Sohnes, dessen
Verwalterin ich war, einen neuen Pastor wählen. Das
Konsistorium hatte mir sechs Wochen zur Neubesetzung
Zeit gegeben. Ich ließ also die Stelle ausschreiben. Es
meldeten sich zwanzig Pastoren. Nur ein einziger dar-
unter kam für mich in Erwägung, ein tiefgläubiger, der
Hand in Hand mit der Gemeinschaft ging, ein Herr
von H. Alle Erkundigungen über ihn lauteten auf das
eine: „Ein tiefgläubiger Christ.“

Ich forderte ihn als einzigen zur Probepredigt in L.

auf. Ich hatte der Gemeinde in W. versprochen, ihn nicht vor ihrer Wahl zu berufen. Aber wie ich ihn sah und hörte, war es mir klar: er ist der Mann, der für das Amt allein in Betracht kam, und ich sagte ihm das Pfarramt sofort zu. Ich war voller Dank gegen den Herrn. Da vergingen acht Tage. Ich bekam einen versiegelten Brief von ihm und erfuhr daraus, daß er sich die Sache anders überlegt und absagte. Ich war wie geschlagen und sah klar, daß diese Botschaft nicht vom Herrn kam, aber Mächte der Finsternis etwas dazwischenlegten. Ich bat den Herrn, mich stille zu machen, und er tat es. Gleich darauf mußte ich nach D., wo der Gegenvormund meines Sohnes sich befand, mit dem ich Wichtiges zu besprechen hatte. Es waren inzwischen vielleicht drei Wochen vergangen. Da offenbarte mir der Herr in seiner Gnade folgendes Gespräch in der Nacht. Ich hörte die Stimme des Pastors ganz deutlich über mir: „Wenn mir die Frau Baronin noch einmal schreibt, daß ich kommen soll, so will ich es aus Gottes Hand nehmen.“

Ich setzte mich sofort hin am nächsten Tage und schrieb ihm dies Erlebnis. Er antwortete mir, es sei die nämliche Nacht, da er seinem besten Freund so gegen 12 Uhr diese Worte gesagt hätte. Die volle Wahrheit kam nun ans Licht. Er gestand mir ein, daß seine Tante, die ihn erzogen, so in Sorge ob dieser Stelle gewesen wäre: einmal die Entfernung, dann die schlechte Wohnung und endlich die Unmöglichkeit, dort standesgemäß zu heiraten.

Nun war mir alles klar. Er hatte auf die Tante, statt auf den Herrn allein, gesehen, und so kam dies Zwischenspiel. Ich teilte ihm nun mit, daß, so wahr es hieße: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, *so wird euch alles andere zufallen*“, ihm nun bestimmt Haus und Frau zufallen müßten.

Und so war es buchstäblich. Die Gemeinde, die sonst im Bauen sehr zurückhaltend war, war so begeistert von diesem Pastor, daß sie sofort den Beschluß faßte, ihm ein neues Haus zu bauen. Einige Monate später besuchte mich eine Gräfin P. mit ihrer Tochter. Die Tochter lernte bei mir diesen Herrn von H. kennen und verlobte sich mit ihm. Diese Ehe wurde gegründet auf den Felsen Jesus Christus, und Ströme des Segens sind während seiner Amtszeit von 18 Jahren von dort über die Lande geflossen.

„Du errettet mich aus aller meiner Not“
(Ps. 54, 9)

Meine Tochter und ich waren im Auto mit zwei lieben Bekannten, Graf und Gräfin Sch., um die Südküste Siziliens gefahren. Als wir von Taormina fortfuhren, warnte uns der Portier des Hotels, in dem wir wohnten, vor dem Chauffeur, den wir engagiert hatten, weil er ihn für waghalsig und unzuverlässig hielt. Ich blickte jedoch höher hinauf und vertraute dem Herrn, der auch Chauffeure in seiner Hand hat. Den Chauffeur lernte ich schnell kennen als echten Italiener, mit südlich heißem Blut, keine Furcht kennend. Ich saß betend im Auto und vertraute dem Herrn, auch in den gefährlichsten Kurven. Plötzlich gab es einen Ruck, wir hielten dicht vor einem Abgrund, in den wir unfehlbar hinabgestürzt wären, wenn es dem Chauffeur nicht im letzten Augenblick gelungen wäre, die Bremse anzusetzen. Der Herr hatte uns in Gnaden bewahrt. Ein anderes Mal hatte der Chauffeur nicht aufgepaßt und wäre beinahe an eine Steinmauer angeprallt, aber wieder wurden wir rechtzeitig in Gnaden behütet.

So langten wir in Girgenti an, nachdem wir in manchen Höhen gerastet und manche herrliche Ausblicke und Einblicke gehabt hatten. Ich habe auch, soviel ich konnte, mit dem jungen Chauffeur gesprochen und ihn

auf den Einen gewiesen, der allein helfen kann. O, wir verstanden uns gut, und er mag oft den Gebetsgeist gespürt haben, der ihn wie eine wohlwollende Wolke bei der Fahrt umgab.

Als wir in Girgenti gelandet, war unsere geplante Fahrt beendet. Unser junges Ehepaar wollte nach Taormina per Auto zurück, wir per Eisenbahn nach Palermo. So war der Plan. Nun baten sie meine Tochter, sie doch noch einmal bis Taormina zu begleiten und mich dann in Palermo zu treffen, was diese auch gern getan hätte. Es war wirklich schwer für mich, zu entscheiden. Warum sollte ich meiner Tochter nicht die Erlaubnis geben? Sie hätte auf diese Weise Gelegenheit gehabt, Sizilien zu durchqueren, meine Gebete hätten sie ja begleitet, und sie selbst kannte deren Macht. Es konnte ja auch aussehen, als scheute ich mich, allein nach Palermo zu reisen. Im Gebet bekam ich die Gewißheit, daß ich es nicht erlauben dürfe, und dankte, daß er und nicht ich das Nein gesagt. „Du wirst es noch erkennen“, sagte ich zu meiner Tochter, „daß es zu deinem Besten ist.“

Es ist mir wie heute, als das Auto mit den lieben beiden Insassen fortfuhr und ich dem Chauffeur noch ein Neues Testament schenkte. Meine letzten Worte an ihn waren: „Vorsichtig, und ich bete für Sie!“

Einige Tage darauf waren wir in Palermo. In der Nacht sah ich plötzlich in einer Vision das Auto im tiefen Wasser, aber langsam sich dem Lande nähernd. Ich wußte, was dieses Wasser zu bedeuten hatte. „So du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Fluten nicht sollen ersäufen.“ Ich wußte, daß unser Auto sich in schwerer Not befand, aber durch seine Hand gerettet wurde.

Ein Brief meiner einstigen lieben Bekannten und Reisegefährtin, der Gräfin Sch., bestätigte mir das. Alles war gut gegangen, die letzte Tour ging über den

Aetna, und sie mußten den steilen Hang hinunterfahren. Da plötzlich ein Ruck, die Bremse war zerbrochen, und das Auto jagte ohne Aufhalten, freilich noch mit Steuer, den Abhang hinab. Es ging ohne Erbarmen vorwärts, die Insassen waren aufgestanden und näherten sich einem Dorf, in dem Jahrmarkt war, und eine Menge Menschen standen und liefen. Als diese das rasende Auto ankommen sahen, waren sie wütend und glaubten, es wäre Rücksichtslosigkeit; dennoch wichen sie drohend dem Auto aus, in dem die Insassen schrien und baten, Platz zu machen. Plötzlich stieß das Auto gegen einen Eselskarren, der umfiel samt Esel und Mann, und kam dadurch zum Stehen. Der Chauffeur, der leichenblaß gewesen war während dieser Fahrt, sprang herunter, und das erste Wort, was er sagte, war: „Die Dame betete für uns.“ Zehn Schritte weiter war der Abgrund. Sie wären alle verloren gewesen.

„Er tut Wunder, welche er will.“ Wären größere Belastungen an Koffern und Menschen im Auto gewesen, so hätte die Eselskarre dieses nicht aufhalten können. So hatte der Herr, die Gefahr kennend, uns alle vor derselben wunderbar bewahrt. Der Weg des Gehorsams wurde der Schutz auch für die lieben Mitreisenden. „Nur der Glaubensweg ist sicher, unerreichbar für den Feind.“

Und doch gibt es Menschen, die diesen Erlebnissen fremd und stumm gegenüberstehen, die das Gebet vielleicht da und dort einmal ausübten, auch Erhörung erlebten, aber vergaßen, von dieser Erhörung in Gefahr zu berichten.

Sie nennen es dann schließlich auch Zufall und wissen nicht, daß es ihnen zufiel zur Erhaltung ihres Lebens, um ihnen erneute Gelegenheit zu geben, ewiges Leben zu ergreifen. Meine Erfahrungen darüber möchte ich kurz mitteilen in der Hoffnung, daß sie so manchem dienen möchten, die lässigen Hände wieder

aufzuheben und Mut zu fassen, zur Lebensquelle zu gehen und durch Jesus Kraft und Gnade zu schöpfen.

Wunderbar bewahrt

Es war im Sommer 1916. Ein furchtbares Gewitter war heraufgezogen. Ich stand am Fenster der Villa meiner Kusine und sah die dunklen Wolken sich türmen, und Schlag auf Schlag folgte. Unser Schloß, gerade gegenüber, stand wie in einem Feuermeer. Wir waren zu dreien im Zimmer: meine Kusine, eine aufgenommene Baltin und ich. Plötzlich spürte ich das Schloß in großer Gefahr und sagte: Wir wollen beten, daß der Herr es beschützen möchte. So betete ich laut und empfahl ihm, dem treuen Heiland, Schloß, Stadt und uns alle unter seinen Schutz und bat, das Schloß besonders vor Einschlag zu bewahren. Indem erzitterte der Schlag, und alles hallte wider von dem Dröhnen. Der Diener meiner Kusine, der von unten her das Schauspiel gesehen, berichtete, der Blitz sei oben in die Fahnenstange gefahren. Indem er noch gedacht, jetzt wird die Flamme aus dem oberen Holzturm herausgeschlagen, habe er zu seinem Erstaunen gesehen, wie die Feuerflamme plötzlich überschlagen und den ganzen Turm heruntergelaufen wäre. Welche wunderbare Fügung durch seine gnädige Bewahrung! Gebete ändern Dinge.

„Meine Schafe hören meine Stimme . . .“

(Joh. 10, 27)

Ich war zu Besuch bei meinen Kindern in Süddeutschland, in L. Mein Schwiegersohn war auf die Jagd gefahren. Ich saß an meinem Schreibtisch, als mir plötzlich der Herr offenbarte, für meinen Schwiegersohn zu beten; denn er sei in Gefahr. Ich suchte sofort Zuflucht bei meinem besten Freund Jesus und legte ihm diese Not ans Herz.

Der Abend kam heran. Mein Schwiegersohn, kam nach Hause, er sagte nichts und ich auch nicht viel. Sollte ich mich getäuscht haben? Am nächsten Tag kam alles ans Licht. Er hatte neben einem unvorsichtigen Schützen gestanden, und die Schrotkörner waren ihm nur so um den Kopf geflogen.

Was sagte mir das wieder von neuem? *Gebete ändern Dinge*. Sie sind die sicheren Boten, um Gefahren abzuwenden. Gelobt sei sein Name!

„O ruf mich an!“ So will der Herr dich weisen.

„O ruf mich an in jeder Not!

Ich will dich retten, und du sollst mich preisen;

O ruf mich an! Ich bin dein Gott.“

„Das Los wird geworfen in den Schoß;
aber es fällt, wie der *Herr* will.“ (Spr. 16, 33)

Es war im Jahre 1928. Wichtige Baureparaturen waren zu erledigen, und ich hatte dazu Mündelgelder mit 6000 Mark beleihen müssen. Die Summe mußte am 1. Januar zurückgezahlt werden, wozu, irdisch gesprochen, keinerlei Aussichten waren, und es war schon kurze Zeit davor.

Als mir der Rentmeister diese Zahlungen noch einmal vor Augen stellte, stellte ich im Gebet meine Not Gott vor Augen. Da bekam ich obiges Wort zur Antwort. Ich konnte mir nicht erklären, was es bedeutete. In der Lotterie spielte ich nicht. Was hatte also das Los zu sagen? In einigen Tagen kam Licht in dies Wort. Mein Sohn hatte noch einige Papiere, die im Ablauf von 30 Jahren ausgelost werden konnten. Ich bekam plötzlich die Nachricht, daß eins dieser Papiere ausgelost war, wodurch wir die Schuld begleichen konnten. Wie oft habe ich seitdem an das Wort gedacht: „Das Los fällt, wie der *Herr* will“!

Allerlei Menschen auf dem Lebensweg

Erlebnisse auf Reisen

Seit meiner Bekehrung war es mein Bestreben, andern etwas von Jesus zu sagen. Wie sollte ich aber an Menschen herankommen? Da wurde mir klar, daß ein Wort Gottes zur Zeit, ein Traktat, im richtigen Augenblick gegeben, heilige Saatkörner sind, die fruchtbringend ihr Ziel erreichen müssen. So habe ich seit über 40 Jahren diese Mission ausgerichtet und möchte denen Mut machen, die aus Menschenfurcht nicht wagen, vorzutreten mit Wort und Schrift. Einige Erfahrungen darin, die besonders hell leuchtend hervortraten, habe ich niedergeschrieben in dem Wunsch, daß sie zur Glaubensstärkung weitergehen.

Wir dürfen uns nicht herunterstimmen lassen, wenn Menschen das Wort nicht annehmen. Wir sollen ja nicht immer sehen, sondern säen, und wer weiß, ob nicht ein Wort nachhallt und tiefer eingreift, als wir es denken! Dazu möchten auch nachstehende Geschichten dienen, uns zuzurufen: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“

„Der Herr ist meine Hirte.“ (Ps. 23, 1)

Ich werde es nie vergessen. Es mag im Jahre 1910 gewesen sein. Ich fuhr nach dem Ursberg in Bayern, einem katholischen Kloster, wo junge Menschenkinder verschiedenen Alters, gesunde und kranke, von katholischen Schwestern treu gepflegt werden.

Dort lebte auch eine kleine Nichte von mir, eine Gräfin W., die ich besuchte. Ich wurde von ihr durch die Anstalt geführt. Eine freundliche Schwester begleitete uns. Ich kam in Säle, wo Blödsinnige, Geisteskranke und Halbkranke lebten und sich beschäftigten. „Darf ich ein Wort sagen?“ fragte ich die Schwester. Sie er-

laubte es, und so sagte ich als Protestantin meistens ein Wort Gottes, oder ich sang mit meiner Tochter vereint eins unserer schönen Lieder. Ich merkte oft, wie die Worte zu den Seelen sprachen, und ich ließ mich auch innerlich betend leiten, das rechte Wort zu sagen. Dann gingen wir ganz zum Schluß in einen Raum, wo blödsinnige Männer lebten. Als ich auf sie sah, kam die Anfechtung: „Hier kannst du nichts sagen.“ Aber der Herr sagte mir: „Sage: Der Herr ist mein Hirte, mir mangelt nichts!“ Dann kam die erneute Anfechtung: „Sie werden gar nicht wissen, wer der Herr ist.“ Aber er, mein treuster Freund, machte mich fest im Gehorsam und, schauend auf ihn, sagte ich laut und vernehmlich dies Wort: „Der Herr ist mein Hirte, mir mangelt nichts!“ Da plötzlich kam aus der äußersten Ecke des Saales ein Mann hervor. „Was sagst du da? Sage es noch einmal!“ Ich wiederholte es: „Der Herr ist mein Hirte, mir mangelt nichts!“ — „Auch *mein* Hirte?“ fragte er. „Wer?“ Ich sagte: „Jesus! Wenn Jesus dein Hirte ist, dann mangelt dir nichts.“ Da sprang er siegesgewiß von einem Bein aufs andere. „Jesus, mein Hirte, mir mangelt nichts“, und immer von neuem wiederholte er diese Worte.

Die Schwester erzählte mir daraufhin, daß am morgenden Tag sein Geburtstag sei und er sich das Jahr durch Sorge machte, ob er zu diesem Tage etwas bekommen würde. So war ich dankbar, daß ich der lieben Schwester ein Geldstück in die Hand drücken durfte mit der Bitte, ihm das Gewünschte zu kaufen.

Wie herrlich, es zu sehen: Er kann auch zu den Blöden reden! Sein Wort, sein Geist hat überall Zugang, und die angefochtene Seele erfährt es: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“

Du auch, teure Seele, die du dies liesest. Hast du diese Erfahrung schon gemacht?

„Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“
(2. Kor. 12, 9)

Ich war 1905 gerade eingezogen in das Schloß Lagow, in dem ich jetzt wohne.

Von oben sieht man auf ein kleines Torhaus, in dem eine alte, achtzigjährige Witwe wohnte. Auf diese wurde ich von meiner Kusine aufmerksam gemacht: „Geh doch einmal hinunter und besuche die alte Weiß!“ Wie es so geht, ich schob es auf, aber dann kam ein Tag, eine Stunde, wo ich, innerlich getrieben, hinging.

Da stand sie nun vor mir, die liebe Alte, in der man Unruhe und Sehnsucht nach oben merkte. Das veranlaßte mich auch wohl, sie zu fragen, ob sie denn auch ein armer Sünder sei. Da teilte sie mir mit, daß ihr der Friede fehle, und wie sie sich gesehnt habe, sich mit jemand darüber auszusprechen. Dann sind wir beide auf die Knie gegangen und haben Jesus gebeten um den Frieden, den sie haben mußte, um einzugehen in die oberen Gefilde.

Als ich am nächsten Tage wieder bei ihr einkehrte, leuchtete ihr ganzes Gesicht. Sie war voll Freude und Frieden.

Sie erzählte mir, daß sie in der vergangenen Nacht den Heiland gesehen. Er habe sie gefragt, ob sie nun glauben könne, daß all ihre Sünden durch seine Wunden vergeben seien. Ja, sie konnte nun glauben und hat diese Freude ausgestrahlt, bis auch ihr Ende kam und sie schaute, was sie geglaubt. „Wie oft“, sagte sie, „habe ich den lieben Gott gebeten, mich zu sich zu nehmen! Hätte er es getan, ehe ich dieses Erlebnis gemacht, ich wäre verloren gewesen für die Ewigkeit.“

„Denn das ist der Wille Gottes, daß ihr mit Wohltun verstopfet die Unwissenheit der törichten Menschen.“
(1. Petr. 2, 15)

Wir, meine Tochter und ich, saßen im Abteil. Es war „Nichtraucher“. Viele Soldaten kamen herein und machten sich Platz, stehend, mit brennender Zigarre im Mund. Meine Tochter, wohl wissend, wie wenig gut mir der Rauch tut, sagte laut: „Es ist Nichtraucher“, worauf ein recht behäbiger Soldat, Landwirt, in sehr verbissenem Ton antwortete: „Ach was, es ist Krieg, und nun rauchen wir erst recht!“ Ein dicker Qualm war die Begrüßungssalve. Wenn ich ihm doch eine Liebe erweisen könnte, dachte ich, und ich bat den Heiland, mir doch eine Liebe für ihn zu schenken. Plötzlich senkte mein himmlischer Freund meine Blicke auf seine eine Hand. Sie war dick geschwollen. Ich machte meine Tochter leise darauf aufmerksam: „Sieh doch einmal seine Hand an!“, aber sie meinte, es sei nichts Besonderes. Meine Augen glitten auf die zweite Hand. Sie war ganz dünn dagegen, ich hatte mich also nicht getäuscht. „Was haben Sie an Ihrer Hand?“ fragte ich. Nun erzählte er mir, er eile, nach Hause zu kommen; denn er habe da einen Pickel gehabt, gekratzt, und der Arm fing an zu schwellen. Ich sah sofort die Gefahr der Blutvergiftung und nahm aus meiner Tasche eine gute Salbe dafür heraus und bat, ob ich die darauf tun dürfte. Er reichte mir die kranke Hand, ich bewickelte sie und bemerkte, wie zufrieden er war. „Was bin ich schuldig?“ fragte er. Ich wies ihn nach oben und sagte: „Danken Sie dem!“ Seine Zigarre ging aus. Als ich ausstieg, konnte er nicht genug tun, indem er mir half, meine Sachen herauszuheben, und ich dachte und denke: Was habe ich doch für einen großen Meister, der so wunderbar helfen und führen kann!

„Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte vergehen nicht.“ (Matth. 24, 35)

Es war im Frühling 1914, als wir in Sizilien weilten. Wir machten dort einen Ausflug zu einem heidnischen Tempel in der Nähe von Palermo. Dorthin konnten wir nur auf Eseln gelangen. Mein Eselsführer, der treu neben mir herging, führte mich glücklich hinauf.

Oben angelangt, setzte ich mich auf die Stufen des Tempels nieder, mein Eselstreiber neben mich.

Ich zog ein italienisches Testament heraus und fragte ihn, ob ich ihm etwas daraus vorlesen dürfe. Er bejahte es. Ich schlug Matthäus 5 auf und las ihm das Kapitel vor. Als ich geendet, fragte er mich, was das für ein Buch sei, ob ich es ihm überlassen könnte.

Ich willigte mit Freuden ein und erzählte ihm von dem Wert dieser Schrift. Da sagte er mir: er habe acht Kinder, nur die älteste Tochter könne lesen, aber er verspräche mir, daß er jeden Abend seine ganze Familie um den Tisch versammeln wolle, und diese Tochter sollte ihnen dann ein Kapitel dieses Buches vorlesen.

Wie glücklich war ich! Zu Füßen dieses heidnischen Tempels erwachte ein Menschenkind für die ewige Botschaft, Jesus und sein Reich.

„Des Menschen Sohn ist gekommen,
zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“
(Luk. 19, 10)

Es war zur Zeit meines Aufenthalts in H., wo ich die nachfolgende Geschichte erlebte. Es mag etwa ums Jahr 1900 gewesen sein.

Ich ging mit meinen Kindern in dem Maschpark spazieren. Auf dem Heimweg begegnete ich einem Mann, der in einem Krankenwagen eine Frau schob, die anscheinend gelähmt war.

Auf den Gesichtern spiegelten sich Friedlosigkeit, Verbitterung und Verzagtheit. Sofort näherte ich mich dem Mann. „Was fehlt Ihrer Frau?“ fragte ich. Er erzählte, sie sei hier zur Kur und fast gelähmt. Seine Antwort war nicht gerade ermutigend für mich. In dem Tonfall seiner Stimme lagen die Worte: „Was geht dich das an?“ Ich ließ mich aber dadurch nicht einschüchtern. „Darf ich Ihre Frau einmal besuchen?“ fragte ich. Seinerseits wurde es mir gestattet. Ich merkte mir die Adresse und ging hin.

Dort wurde ich von diesem Mann, einem Kupferschmied, noch barscher empfangen, als ich gedacht, bahnte mir aber doch einen Weg zur Frau. Ich sprach mit ihr von Jesus und von dem Segen des Leidens. Sie horchte auf. Ich mußte versprechen, wiederzukommen, und ich kam.

Mit jedem Male wurde der Mann freundlicher. Er merkte, daß seine Frau Sonnenstrahlen aufgenommen hatte, die sich nun, je länger je mehr, auf seinem Gesicht widerspiegelten. Jesus, die Sonne, war in ihrem Herzen eingekehrt. Mit Freuden konnte ich sie in ihre Heimat zurückreisen lassen und gab ihr als letztes Geleitwort das Wort der Schrift mit: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“

Ein Jahr mochte vergangen sein. Die Frau kam zurück nach H. und ließ mich dringend bitten, sie zu besuchen. Eine schwere Last lagerte auf ihrer Seele, die ich sofort bemerkte, als ich hereintrat. Was war nur mit ihr geschehen? Da erzählte sie. Plötzlich sei eine Anwandlung der Schwermut über sie gekommen, mitten in ihrem Leiden. Sie sei fest entschlossen gewesen, sich das Leben zu nehmen.

Gerade, als sie das Messer in der Hand gehabt, um sich die Pulsader aufzuschneiden, hätte sie deutlich meine Stimme gehört: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Da sei ihr das Messer aus der

Hand gefallen. Ob es noch eine Vergebung gäbe? Da konnte ich ihr die frohe Botschaft der Gnade und Vergebung bringen, und jede Sorgenlast war von ihr genommen.

Ja, wahrlich: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“

„Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm!“

(Jer. 17, 5)

Wie deutlich steht sie noch vor mir, diese liebe Alte mit ihrem stets versorgten Gesicht, mit dem zwei treue Augen mich doch so warmherzig immer wieder ansahen!

Stets war etwas da, was ihr Herz bekümmerte, einmal Mangel an Nahrung, einmal Fehlbetrag der Miete, einmal ein kranker Sohn. Heute war es etwas anderes, was sie zu mir geführt: Feuerung, die sie brauchte. Sie saß in der Küche, das Häufchen Unglück, wie ich sie im Herzen nannte, und ich merkte, wie eine schwere Sorge auf ihr lastete.

„Was ist es denn, Lieken“, sagte ich, „was bekümmert Sie denn heute?“ Ihre Antwort war: „Ach, nur eine Mark für Feuerung!“

Nur eine Mark, das war wirklich nicht viel, und wie gern hätte ich sie ihr gegeben, aber ich wollte im Gehorsam wandeln, und so sagte ich zu ihr: „Lieken, da muß ich erst den Herrn fragen.“

Ich ging dann in mein Zimmer, fiel vor meinem Bett in die Knie und sagte: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“ Sofort kam die Antwort: „Gib ihr die Mark nicht; denn sie verläßt sich auf dich.“

So ging ich in die Küche zurück und mußte ihr den Bescheid bringen, der mir selbst ein Sterben war. „Lieken“, sagte ich, „so gewiß es wahr ist, was mir der

Herr sagte, so wahr ist auch das andere: Sie werden die Mark bekommen, aber nicht durch mich; denn Sie stützen sich auf mich.“

Ich merkte, wie meine Botschaft tief demütigend auf sie wirkte. Ich selbst litt ebenso.

Eine liebe Gemeindeschwester, die inzwischen kam, bat ich: „Geben Sie der Armen eine Mark!“ Ich dachte, für die Mark müsse ich doch sorgen, und mißtraute meinem Herrn.

Da vergingen einige Tage. Ich lag erkältet zu Bett. Die Liek wurde gemeldet, sie setzte sich zu mir, fing herzlich an zu weinen und sagte: „Nun werde ich aber auch nie mehr betteln.“ — „Was ist denn nur geschehen?“ fragte ich. Da erzählte sie mir, wie es ihr ergangen. Sie sei damals gerade aus der Tür geschritten, als eine liebe, alte Jugendfreundin ihr begegnet sei mit den Worten: „Lieken, was hast du denn, du siehst ja so traurig aus? Hier hast du eine Mark, kaufe dir Feuerung!“ Der Herr hatte sein Wort eingelöst, und sie war kuriert.

Und meine Gemeindeschwester, der ich heimlich den Auftrag gegeben, dieser Alten eine Mark zuzuwenden? Ach, sie hatte den Auftrag ganz vergessen, und ich dankte dem Herrn, der dieses Vergessen gewirkt.

Ach, daß wir ihm mehr vertrauten, daß der Sohn mehr reden könnte zu uns (Hebr. 1, 1)! Dann würden wir ständig vom Glauben ins Schauen gehen.

„Kaufet die Zeit aus!“

(Eph. 5, 16)

Ich saß im Wartesaal in Berlin und hatte noch einige Minuten Zeit, ehe mein Zug ging. Es drängte mich, auf die Straße zu gehen, um in einer Bude einige Früchte zu kaufen. Die Verkäuferin kam mit mir in ein Gespräch über Ewigkeitswerte. Das Wort, das ich ihr beim Abschied sagte, war: „Selig sind, die das Wort Gottes

hören und bewahren!“ Als ich schon auf dem Straßendamm war, drehte ich mich noch einmal um, wiederholte diese Worte der Schrift und setzte hinzu: „Vergessen Sie dies Wort nicht!“ — „Wie sollte ich“, entgegnete sie, „es ist ja mein Konfirmationsspruch!“ So hatte der Herr wunderbar gerade dies Wort gewählt, was ihr etwas Besonderes zu sagen hatte, und ich pries seinen Namen.

Ein Reiseerlebnis

Ich hatte eine Fahrkarte dritter Klasse gelöst nach Neustadt an der Dosse. Die Menschen saßen dichtgedrängt. Ich übersah sofort, daß ich würde stehen müssen.

Ein in Schwarz gekleideter junger Mann mit auffallend schönen, blauen Augen stand auf und bot mir sofort seinen Platz an. Ich dankte ihm, und indem rückten auch schon die Damen neben mir zusammen, und ich fand noch einen kleinen Sitzplatz dem jungen Mann gegenüber. Ich verteilte nach meiner Gewohnheit Traktate und bot auch ihm eins an. Er nahm es an, und wir kamen bald in ein tiefes Gespräch. Er stellte sich mir vor mit den Worten: „Ich bin Kommunist.“

Als ich ihn fragte, ob er sein Ideal darin gefunden, was er erträumt, verneinte er dies. Wir kamen auf Jesus zu sprechen, auf Gebetserhörung. Er ahnte wenig davon. Er sagte:

„Meine Frau denkt über Gebete anders als ich. Wir haben schwere Zeiten durchlebt. Es war in der Kriegszeit, ein Kindchen wurde uns geboren, nichts war dazu da, Geldmittel fehlten. Meine Frau betete, Gott möge ihr helfen. Wissen Sie, was die Antwort war? Es klopfte an der Tür, der Gerichtsvollzieher trat herein. Er wollte uns pfänden. Plötzlich fiel mir ein, ich müsse zu meinen Kommunisten gehen und sie bitten, mir zu helfen. Ich ging zu ihnen, schilderte ihnen meine trau-

rige Lage und fand Verständnis. Sie gaben mir Geldmittel und Lebensmittel für meine Frau.“

„Und Sie verstehen nicht“, fragte ich, „daß diese Gaben und Hilfe das erhörte Gebet Ihrer Frau waren? Gerade, nachdem Ihre Frau gebetet, mußte der Gerichtsvollzieher zu Ihnen kommen. Er war von Gott geschickt, um Ihre Gedanken auf die Hilfe Ihrer Freunde zu lenken.“

„Das nennen Sie Gebetserhörung“, sagte er, und es war, als ob ein Schleier plötzlich von seinen Augen wich, der ihm das Licht bisher verdunkelt.

Wohl zwei Stunden hatten wir zusammen gesprochen. Die Insassen des ganzen Abteils waren offenes Ohr. Eine Dame, neben dem Kommunisten sitzend, sagte: „Wo ist nur die Zeit geblieben!“ Ja, wie schnell vergeht die Zeit, da man sich in der Ewigkeit bewegt!

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“
(Joh. 20, 29)

Es war in der Kriegszeit. Ich befand mich in der Eisenbahn zweiter Klasse. Das Abteil war besetzt. Ich verteilte wieder Traktate. Mir gegenüber saß eine Dame. Sie war sehr elegant angezogen, so daß ich mir sagte: „Für die hat das Blatt wohl keinen Zweck, sie wird keinen Sinn dafür haben.“ Indem ich noch so dachte, fiel es mir aus der Hand auf die Erde. Sie hob es sofort auf und bat, ob sie es behalten dürfe, was ich natürlich freudig erlaubte. Sie las es sehr gewissenhaft durch, setzte sich zu mir und schüttete mir ihr Herz aus.

Sehr bald stellte es sich heraus, daß gerade sie der Mensch war, den ich schon lange gern kennenlernen wollte. Ihre Tante war in einer Pension meine Stuben-erzieherin. Wunderbar sind Gottes Wege. So schlossen wir Freundschaft, besuchten uns gegenseitig, und ich durfte sie mit dem bekannt machen, der allein uns

Trost und Kraft gibt: Jesus. Später sandte ich ihr einen lieben Evangelisten, der ihr Vertrauen gewann und sie zum Glauben führte.

„Er dachte an uns, da wir unterdrückt waren; denn seine Güte währet ewiglich.“
(Ps. 136, 23)

Meine Tochter und ich fuhren mit der Untergrundbahn nach Westend hinaus.

Was noch nie vorgekommen, geschah jetzt. Wir waren in einen falschen Zug gestiegen und mußten nun wieder umsteigen, um in den richtigen zu kommen. Weshalb wohl? Um einer armen, bedrückten Frau zu helfen. Als wir einstieg in die Untergrundbahn, bemerkte ich eine Frau dicht neben mir, die bitterlich weinte. Man hatte ihr aus ihrem Täschchen das Portemonnaie entwendet mit fast hundert Mark, und der tiefe Schmerz um den Verlust ihrer einzigen Barschaft prägte sich auf ihren Zügen aus. Einige Herren leuchteten mit der Taschenlampe unter die Sitze, um ihr suchen zu helfen, aber alles war vergeblich.

Da nahm ich schnell einen Fünfmarkschein aus meiner Börse, schilderte den Vorgang und bat: „Wer will mir helfen, der Armen das Verlorene zu ersetzen?“

Die Fünf- und Zehnmarkscheine flogen mir nur so zur Hand. Ich hatte einen Packen in einer Minute darin, überreichte sie der Frau mit den Worten: „Nehmen Sie es aus Gottes Hand!“ Der Zug hielt, sie stieg aus.

Nur in zwei Minuten vielleicht hatte sich das Ganze abgespielt. Wie wunderbar hat der Herr das Wort erfüllt: „Er dachte an uns, da wir unterdrückt waren; denn seine Güte währet ewiglich“ (Psalm 136, 23)! „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“ (Röm. 8, 28). Das durften wir an diesem Tage reichlich erfahren.

„Heute, so ihr seine Stimme hören werdet, so verstockete eure Herzen nicht!“ (Hebr. 3, 15)

Ich hatte eine kurze Strecke zu fahren. Mein Ziel war Helmstedt. Eine Dame, in tiefe Trauer gekleidet, saß im Abteil mir gegenüber. Sie las mit großem Interesse die Zeitung. Ich dachte, wenn sie so treu das Vergängliche liest, wird sie vielleicht auch Sinn haben für das Ewige. Gesagt, getan! Ich reichte ihr meine beiden Traktate „Gerettet“ und „Gelöst“, die ich gleich nach meinem Eintritt ins Reich Gottes geschrieben hatte. Sie gab sie mir zurück und entgegnete: „Ich danke Ihnen, aber eine Pastorenfrau hat seit Jahren versucht, mich zu bekehren, es ist ihr nicht gelungen, Sie werden es auch nicht können.“ Ich suchte ihr klarzumachen, daß ein Mensch den anderen niemals bekehren kann, daß dies nur Gottes Sache sei.

Vielleicht führte das Gesagte mir ihr Vertrauen zu. Sie begann zu erzählen, daß sie aus Rußland gekommen sei mit ihren Eltern, daß alle ihre Geschwister an Schwindsucht gestorben, nur noch die Eltern lebten, und daß ihr Plan sei, sowie diese gestorben, sich das Leben zu nehmen. Sie war Malerin und half ihren Eltern durch ihren Verdienst. Nachdem sie ausgeredet, fragte ich sie: „Was aber, wenn Ihre Eltern nach Ihnen sterben?“ An solche Möglichkeit hatte sie noch nicht gedacht. Nun suchte ich ihr den vor Augen zu führen, der sie über alle Klippen führen würde, wenn sie sich ihm anvertrauen würde: Jesus Christus. „Sie haben eine Art, zu überzeugen“, entgegnete sie, und sie wolle meinem Rat folgen in einem Vierteljahr. Indem pfiff der Zug. Meine Fahrt war beendet. Als ich ausgestiegen war, stellte ich mich noch einmal an die offene Abteiltür und rief ihr das Wort zu: „Heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht!“

„Ihr Herz schließen sie zu; mit ihrem Munde reden sie stolz.“ (Ps. 17, 10)

Ich fuhr nach Berlin. In meinem Abteil saßen drei Herren. Mir gegenüber ein älterer Herr, dessen Physiognomie mich an den Mephisto im Faust erinnerte. Neben mir ein anderer mit selbstbewußtem Ausdruck, stolz auf seine Taten und seinen unbefleckten Lebenswandel, ein Temperenzler. Daneben ein sehr starker Herr in jüngeren Jahren. „Was vom Fleisch geboren ist, ist Fleisch.“ Ich hatte Traktate bei mir, wie immer bemüht, sie zu verteilen. Mein Gegenüber, der ältere Herr, machte mich stutzig. Konnte ich es wagen, so einem mein Traktat anzubieten? Sah ich doch seine ablehnende Haltung, aber „die Liebe Christi dringet“. So wagte ich es. Es war mir besonders aufgefallen, daß er niemand ansah. So bat ich den Herrn, daß, wenn es sein Wille wäre, daß ich ihm ein Blatt gäbe, ich das als Zeichen dafür ansehen würde, wenn seine Augen sich auf mich richteten. Und es geschah. Ich reichte ihm das Traktat. Seine schnelle Antwort war: „Ich danke sehr, ich nehme grundsätzlich solche frommen Blättchen nicht.“ Meine Entgegnung war: „Aber Sie werden einmal sterben.“ — „Dann“, erwiderte er, „sterbe ich wie alle Menschen.“ — „Sie sind im Irrtum“, sagte ich, „nach dem Tode fängt das Leben erst recht an.“ Er schwieg.

Jetzt wurde von Alkohol gesprochen, und mein Gegenüber zeigte sich als ein Mann, der eine gewisse Selbstzucht ausübte. Z. B. erzählte er: „Ich trinke nichts. Das will aber auch nichts sagen; denn ich war als Kind sehr krank und mußte daher allen Alkohol meiden. Dagegen rauche ich sehr gern, rauche aber in der Kriegszeit nur einige Tage in der Woche, die übrigen gehören dem Vaterland. Das ist mir aber immer ein großer Kampf.“

Jetzt fing auch der Temperenzler an. Er sprach mit

dem jüngeren Herrn über die Wirkungen des Alkohols. „Ich bin kein Trinker“, entgegnete der dicke Herr. „Ich trinke jeden Tag ein kleines Glas Alkohol, aber es kommt mir nicht darauf an, auch einmal zehn Liter zu trinken.“ — „So sind Sie doch ein Trinker“, entgegnete mein Gegenüber, „denn ob Sie wenig oder viel trinken, ist ganz gleich. Sie sind immer ein Gewohnheitstrinker. Sie huldigen der Gewohnheit.“ — „Nun, schließlich ist das ja auch keine Sünde“, antwortete er. „Gott, der uns den Wein gegeben hat, wird es wohl nicht so genau nehmen.“

Jetzt kam der Augenblick, da ich sprechen mußte: „Christus hat gesagt: Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. Das heißt: er muß das tun, was ihm der Teufel kommandiert.“ — Er: „Christus war ein sehr vernünftiger Mann. Er wird es wohl nicht so genau nehmen und es mir nicht übelnehmen, wenn ich einmal ein Glas Wein trinke.“ — „Christus ist gekommen“, sagte ich, „um uns von der Sünde zu befreien, um uns loszumachen. Es wäre eine armselige Erlösung, die das nicht erreichen könnte.“

Jetzt fing mein Temperenzler an. „Christus ist für mich nur ein Mensch gewesen, aber ein idealer Mensch.“ „Einem Ideal“, sagte ich, „kann man wohl nachstreben, aber es hat nicht die Macht, mich von der Sünde zu erlösen.“ Nun ergoß mein Gegenüber einen Wortstrom auf die, „die immer den lieben Gott im Munde führten, statt darüber zu schweigen“ usw. „Nur von Alkohol darf man sprechen“, sagte er, und dabei fletschte er seine Zähne und erinnerte mich wieder an den ersten Eindruck, den er mir gemacht.

Danach war ich still. Möchte alles, was ich im Geist noch dachte und wünschte, gesagt zu haben, vom Geist der Wahrheit diesen Reisenden offenbart werden!

Ein Erlebnis auf Rügen

Wir fuhren mit dem Segelboot nach Vilm. Es war herrliches Wetter und gute See. Von oben hat man einen wunderbaren Ausblick von dieser kleinen Insel auf das Meer und das Gelände der Insel Rügen. Ich saß lange da und bewunderte die Schönheit der Natur. Oft mußte ich dann an das Wort denken: „Durch ihn (Jesus) und zu ihm (Jesus) sind alle Dinge geschaffen“ (Kol. 1, 16). Ich ging nach einigem Ausruhen hinab über die Wiese. Mein Ziel waren die Kinder, die im Meer badeten und am Strand spielten.

Auf der Wiese waren Leute fleißig beschäftigt, schon völlig braun gewordenes Gras, das durch die letzten Regengüsse gelitten, zusammenzuharken. Teilweise war es auch schon in Heuhaufen zusammengebracht. Es kam ein inneres Erbarmen über mich, als ich das gebräunte Heu sah. „Hütet euch“, sagte ich den Leuten, „und fahrt es nun eilig ein, damit der Regen euch nicht nochmals überrascht!“ Ein Hohngelächter war die Antwort, und eine Stimme erhob sich mit den Worten: „Jetzt bleibt es schön und regnet nicht mehr.“

Ich drehte mich noch einmal um, wies mit der Hand nach oben und sagte: „Der da oben regiert!“ Wieder Gelächter, und ich ging. Ich wußte nun aber genau: jetzt kommt der Regen.

Wie wissen die Kinder der Welt die Zeichen des Himmels zu erforschen, ihren Barometer zu befragen, aber die Zeichen der Zeit kennen sie nicht! Wie erfüllt sich buchstäblich das Wort Matth. 16, 2—3: „Könnt ihr denn nicht auch über die Zeichen dieser Zeit urteilen?“

Trotz Sonne und blauem Himmel folgte am nächsten Tage der Regen, und ich wußte, weshalb.

Die erste Seele, die ich retten durfte

Die Gemeindegewester in Hannover kam öfter zu mir. Sie legte mir Menschenseelen ans Herz. Diesmal sprach sie mir von einer Meier, die im Paradies wohnte, einer kleinen Straße unweit von mir.

Ich merkte mir alles, auch die Nummer. Ich versprach, sobald als möglich hinzugehen.

Aber wie es so geht, es vergingen drei Wochen darüber. Diese Bitte war mir völlig entschwunden.

Es war an einem Sonntag. Wir kamen aus der Schloßkirche, meine Kinder, deren Erzieherin und ich. Plötzlich wurde ich auf dem Wege erinnert an die Meier. „Kinder“, sagte ich, „ich muß zur Meier gehen.“ Und trotz aller stürmischen Gegenbitten blieb ich bei meinem Entschluß. Ich ging also in die Paradiesstraße, aber, ob Meier Frau oder Fräulein war, das war meinem Gedächtnis völlig entschwunden, auch die Nummer wußte ich nicht mehr. Dennoch ging ich hin und sah nun vor der Tür eines Hauses dieser Paradiesstraße einen Schutzmann stehen. Meine Frage an ihn lautete: „Ach, können Sie mir wohl freundlicher Weise sagen, ob hier eine Kranke namens Meier wohnt?“ — „Jawohl, hier oben in diesem Hause“, sagte er mit schneller Erwidrerung. Ich war erleichtert, also: gefunden!

Ich ging die Treppe hinauf und klingelte. Da stand das Wort Meier, also: „richtig“. Eine Frau trat mir entgegen, sehr gut gekleidet, aus besserem Stande. Sie erzählte, ihre Tochter sei schwerkrank, sie seien schon in der „Christlichen Wissenschaft“ ihretwegen gewesen; aber trotz aller teuren Gebete, die Stunde zwei oder vier Mark, keine Hilfe. Ich war erschüttert. Gebete für Geld! „Und die Tochter“, fragte ich, „was fehlt ihr?“ Die Antwort lautete: „Halsschwindsucht!“ Sie wäre auf einem Ball gewesen als Braut, hätte sich schwer erkältet und sei seitdem hoffnungslos. Dabei 18 Jahre

alt. Ich ging hinein. Sie steht noch deutlich vor mir, diese liebe, kranke Seele, schön und todblaß im Bett liegend. Was sollte ich ihr sagen? Ich brachte ihr Jesus, erzählte ihr vom Guten Hirten und betete mit ihr. Ich hatte ihr gesagt, bei Gott sei kein Ding unmöglich. Ob sie noch acht Tage oder 80 Jahre leben würde, könnte ich ihr nicht sagen, aber soviel sei gewiß, auch sie müsse sterben und Jesus ihr zur Gewißheit kommen.

Einige Tage darauf brachte ich einen lieben Evangelisten mit, der bei mir zu Besuch war. Wir beteten gemeinsam dort für dieses liebe Menschenkind. Da rang sich ihre Seele los von dieser Welt. Sie umschlang weinend ihre Mutter, sie übergab sich dem Heiland. Seitdem hatte sie Frieden und überströmende Freude. Acht Tage darauf war sie nicht mehr auf dieser Erde, aber geborgen bei Jesus.

Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, aber ich werde nie das Glück ihrer Eltern vergessen, wie sie sagten: „Wie können wir trauern, nachdem wir die Freude unserer Tochter erlebten?“

Als ich später meiner Gemeindegemeinschaft dieses Erlebnis erzählte, erstaunte sie. Dieses Fräulein Meier hatte sie gar nicht gekannt. Gerade diese gehörte nicht mehr zu ihrer Gemeinde. Sie hatte mich zu einer Frau Meier nebenan haben wollen.

Wie herrlich ist es doch, das Wehen des Heiligen Geistes zu beobachten! Er gibt Aufträge, er leitet und führt.

„Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus.“
(Ps. 34, 8)

Vor vielen Jahren weilte ich bei lieben Menschen auf dem Lande. Wie sie innerlich standen? Der Herr des Hauses war ein Kirchenchrist, in der Frau gährte es. Sie sehnte sich wohl nach innerem, wahren Frieden.

aber dann spürte man auch unheimliche Dämonen, die ihre Gegenarbeit ausrichteten.

Ich befand mich in diesem Hause wie in einem Feuermeer, wo es hieß, unaufhörlich Ewigkeitsströme seiner Hilfe zu erlehen und selbst zu lernen, vorsichtig zu wandeln.

Da ereignete sich folgendes: Im Dienst dieser Herrschaft befand sich ein Mädchen. Ihre stille, liebe Art tat mir oft wohl, aber wie sollte ich nur an sie herankommen?

Ich ging zu meinem treuesten Freund und seufzte zu ihm. Früh sechs Uhr kam schon das Mädchen in mein Zimmer. Es war Winter, und sie heizte. „Lesen Sie auch in der Schrift?“ fragte ich. „Wie kann ich“, sagte sie, „wenn mich nicht jemand unterrichtet?“ Ich dachte dabei an die Begegnung des Kämmerers aus dem Mohrenland, als er ähnlich dem Philippus geantwortet.

„Wie wäre es“, sagte ich, „Sie kämen jeden Morgen zehn Minuten früher, Sie setzten sich an mein Bett, und wir läsen zusammen die Schrift?“ Sie war einverstanden und kam.

Ich schlug das Evangelium des Johannes vor. Wir lasen also jeden Morgen etwa ein Kapitel zusammen, und ich erklärte ihr alles, was sie nicht verstehen konnte. Dann betete ich für sie und dankte meinem Heiland für diese Mission.

Niemand im Hause ahnte etwas von diesen Vorgängen. Als wir das Johannes-Evangelium zu Ende hatten, fragte ich sie, ob sie noch einen besonderen Wunsch in weiteren Schriftworten hätte. Sie bat um das Alte Testament. Ich wählte die Sprüche Salomonis. Als ich etwa bis zum dritten Kapitel gekommen war, trat sie eines Tages bleich an mich heran. Eine Grippe hatte sie plötzlich befallen, und schon lag sie auch schwerkrank darnieder und ging nach wenig Tagen heim in vollem Frieden.

Ich freue mich, diese liebe Seele einst droben bei Jesus wiederzufinden.

Oft zitterte ich, daß die Dame des Hauses etwas davon erfahren würde; denn sie erkannte damals die Gebete eines Laien ebensowenig an wie die Mittel eines Naturarztes. Sie hielt das Studium für nötig, um einzudringen in das Reich Gottes.

Nun ruht die liebe Heimgegangene längst in vollem Frieden aus und freut sich der Herrlichkeit, und die lieben Menschen, die mich damals aufnahmen und sich auch noch finden ließen, werden nun staunend hören dort oben, daß dieses Mädchen in ihrem Hause einst das Heil gefunden.

Eine betrogene Seele

Es mag um das Jahr 1893 gewesen sein oder etwas später, als ich in H. lebte. Dort lernte ich eine Dame kennen, eine Frau von W. Sie war kirchlich gesinnt, kannte aber Jesus nicht als ihren persönlichen Erretter. Da aber eine leise Sehnsucht dahin sich in ihr regte, so hörte sie gern, wenn ich ihr von meiner Bekehrung erzählte.

Einmal sagte sie mir: „Wissen Sie, Sie müßten eigentlich mit den Seelen beten, die Sie aufsuchen.“ Darin sah ich einen Wunsch ihrerseits und tat es mit ihr. Sie nahm das auch anfangs sehr freudig auf; als aber der Heiland sich zu meinem Gebet bekannte und sie innere Unruhe bekam über ihren Seelenzustand, merkte ich, wie sie innerlich immer mehr zurückwich und endlich sich feindlich gegen mich stellte. So war ich nicht mehr imstande, mit ihr zu beten, betete aber für sie im Kämmerlein. Ich mußte nun verreisen und war doch einigermaßen betroffen, als plötzlich die Kunde zu mir drang, sie sei gestorben. Ich bat den Heiland, mir doch, wenn es sein Wille sei, etwas von ihr zu

offenbaren. Die Nacht darauf hatte ich folgenden Traum:

Ich befand mich plötzlich wieder in H., durchschritt die Wohnung der mir bekannten Frau von W. und machte endlich halt in einem Raum, in dem ich oft im Sommer mit ihr gesessen, einer Art Verandazimmer. Dort sah ich vor mir einen Sarg stehen, in dem sie in einem langen, weißen Sterbehemd lag.

Indem sie mich sah, stand sie auf, ging auf mich zu und sagte zu mir: „Sie haben mir immer gesagt, ich müsse die Gewißheit meiner Sündenvergebung haben, um gerettet einzugehen. Ich habe Ihnen aber nie geglaubt, habe keine Vergebung, und nun sehen Sie nur, wo ich mich befinde.“ Sie stand neben mir vor einem endlos langen, dunklen Raum, der sich wie ein schwarzer Tunnel vor uns ausdehnte. Es erschien mir, als ob es Hunderte von Jahren brauchte, da hindurchzuwandern, und ich merkte, was diese arme Seele verloren hatte. „Was soll ich nun bloß machen?“ fragte sie mich. Ich legte meinen Arm um ihre Schulter und zeigte auf einen Stecknadelkopf Licht am Ausgang dieses dunklen Weges, und ich sagte: „Gehen Sie dahin, gnädige Frau!“

Ich wußte, dieser Lichtpunkt war der Jüngste Tag; aber ich wußte auch, welche dunkle Zeit dieser Seele bis zu diesem Tage beschieden war, und mit diesem das Endgericht. Ich erwachte von meinem Traum. Es folgten Anfechtungen; der Teufel sagte: „Das war ein Traum.“ Der Geist Gottes aber versicherte mir, daß es Gebetserhörung sei.

Endlich kam ich nach H. zurück. Einer meiner ersten Gänge war zu der mir bekannten Wohnung der Frau von W. Die Jungfer öffnete mir. „Wie ist denn die gnädige Frau gestorben?“ fragte ich. „Hat sie noch etwas gesagt?“ — „Nein“, sagte sie. „Ich betete noch das Vaterunser mit ihr, aber sie hörte wohl nicht mehr.“

— „Wo ist sie denn aufgebahrt worden?“ fragte ich weiter. — „Auf ihren besonderen Wunsch noch zuletzt in dem Verandazimmer.“ — „Und womit haben Sie sie noch bekleidet?“ fragte ich. — „Mit einem Sterbehemd“, entgegnete sie, „denn dies war ihr Wunsch.“

Nun wußte ich, was der Geist Gottes mir offenbart hatte in jener Nacht. Es war Wahrheit.

Mir aber sagte das Ganze: „Eile und errette deine Seele!“ „Heut' lebst du, heut' bekehre dich; eh's Morgen wird, kann's ändern sich!“ „Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!“

„Ich bin das Brot des Lebens.“ (Joh. 6, 35)

Vor einigen Jahren war ich in Berchtesgaden. Meine Wohnung lag auf einer Anhöhe. Eines Tages, um die Mittagszeit, ging ich hinunter in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Auf dem Rückweg machte ich halt vor einer herrlichen Villa, durch deren Gitter ich in den davorliegenden Garten schauen konnte. Davor stand eine Pförtnerin. Auch sie hatte ein reizendes Häuschen und ruhte auf einer Bank aus. Sie erzählte mir, wie reich ihr Herr sei, und wie gut sie es dort hätte. Es gäbe keine Not.

Sofort kamen mir die Worte: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, aber die zukünftige suchen wir“, und dies Wort sagte ich ihr. Erst verstand sie mich nicht; sie meinte, ich sei ein Fremdling ohne Heimat, und bedauerte mich. Als ihr jedoch klarwurde, daß ich sie auf die himmlische Heimat hinweisen wollte, nahm sie das Wort Gottes auf, und ich spürte, wie sie es einsog. Sie hatte plötzlich erkannt, daß auch dies Leben, das sie führte in allem Reichtum, keine „bleibende Stadt“ war, und streckte sich aus nach der, deren Grund ewig und unvergänglich droben im Licht ist. Sie sagte nichts

darüber; aber ich sah, wie ihre Seele das Wort trank, ich sah, wie sie das Brot des Lebens aß.

Gehorsam

Ein Herr wollte mich sprechen wegen einer Hypothek. Ich ging ins Büro des Rentmeisters hinunter, wir verhandelten, und ich ging wieder hinauf. Auf der Treppe mahnte mich der Herr, dem Besucher zwei meiner selbstgeschriebenen Blätter „Gerettet“ und „Gelöst“ zu geben.

Es war Sommer, sehr warm, ich war recht ermüdet, und der Feind focht mich an. So stand ich in Gefahr, der Stimme auszuweichen, ungehorsam zu werden.

Aber ich lernte überwinden, holte die Blätter und ging von neuem hinunter. Als ich vor ihn trat, sagte er: „Ach, Frau Baronin, ich kenne Sie ja. Sie haben vor fünfzehn Jahren vor meiner Lokomotive gestanden, als ich noch Lokomotivführer war, haben mit mir geredet und mir ein Traktat gegeben. Seitdem bin ich zum Glauben erweckt worden und jetzt, nach fünfzehn Jahren, bin ich durch das Blaue Kreuz gerettet worden.“

Wie dankte ich dem Herrn, daß der Weg des Gehorsams der der wunderbaren Offenbarung seiner Treue wurde! Geht es dem Fleisch entgegen, so geht es, wie Gott will.

„Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir.“ (Joh. 10, 27)

Viele Jahre sind seit dem nachstehenden Erlebnis vergangen, aber wie gestern steht es vor meinem Gedächtnis auf.

Ich war zu Hause beschäftigt. Plötzlich wurde mir klar, zu einer Frau Pastor H. zu gehen, die mit mir am selben Ort wohnte. Ich sollte ihr gelbe Rosen bringen, die sie so liebte. Sofort machte ich mich fertig, fand im Treibhaus die Marshall-Niel-Rosen, ging nochmals zum Schloß hinauf, um mich dann auf den gewiesenen Weg zu machen. Im Herzen wunderte ich mich und fragte mich, was wohl der Herr mit mir vorhätte. Indem ertönte das Telefon. Die Gemeindeschwester teilte mir mit, daß heute Frau Pastor H. Geburtstag hätte. Sie bat mich, doch hinzugehen und ihr einige gelbe Rosen zu bringen. Ich konnte der lieben Schwester erwidern, ich sei schon fertig zum Gehen, die Rosen in meiner Hand. Mein Glaube war sichtlich gestärkt.

Als ich in das Haus der lieben Frau Pastor H. eintrat, sah ich eine lange Tafel zum Kaffee gedeckt. Da ich aber sehr früh gekommen war, bemerkte ich nur einen einzigen Logiergast bei ihr, der an diesem Tisch schon Platz genommen hatte. Sie kam mir sehr bekannt vor, diese Persönlichkeit, aber ich konnte mich nicht besinnen, wer sie war, und wo ich sie einmal gesehen. Sie aber kannte mich, und nun erzählte sie mir folgendes:

Es sei in der Kriegszeit gewesen, wo sie gerade ihren Sohn verloren habe, da sei ich zu ihr gekommen und hätte gesagt: „Ja, ja, so macht es der Heiland: wenn die alten Schafe nicht hören, nimmt er das junge auf seine Schultern und trägt es voran in den Schafstall.“ Wie hätte dies Wort sie getroffen! Sofort sei sie zu ihrem Mann gegangen und habe ihm dies alles mitgeteilt. Auf die Erzählung ihrerseits sagte ich ihr: „Ja, so geht's. Man muß erst viel verlernen, um neu zu lernen.“

Und wunderbar. Dieses Wort *Uerlernen*, so teilte

sie mir später mit, sei bei ihr eingeschlagen, und die Haare hätten sich dabei buchstäblich bei ihr gestäubt.

Als ich sie nach einiger Zeit in ihrem Dorfe wieder sah, hatte sie sich bekehrt und erzählte mir nun, wie das zugegangen.

Auf dieses Wort *Uerlernen* sei sie nach Hause gegangen und hätte in der darauffolgenden Nacht folgenden Traum gehabt:

Vor ihr hätte eine hohe Granitwand gestanden. Nur da und dort einige kleine Grasbüschel, an denen sie versucht hätte, sich festzuhalten und hinaufzuwinden, aber vergeblich. Unter ihr hätte ein schwarzer Fluß geströmt, und sie hätte nun die furchtbare Gefahr erkannt, in ihn hinabzugleiten.

Plötzlich seien ihr die Augen aufgegangen, über ihr sei ein schmaler, kleiner Weg gewesen, auf dem sie ihre Schwiegermutter gesehen, die vor zwanzig Jahren gestorben war. Diese Seele war eine Jesusjüngerin gewesen, aber die Schwiegertochter hatte nie auf sie gehört. Da hat sie durch diese den Ruf vernommen: „Komm hier auf diesen Weg!“ Sie wisse selbst nicht, wie es zugegangen, aber plötzlich habe sie auf diesem schmalen Weg gestanden und sei der Schwiegermutter gefolgt. Nach einigen Schritten sei diese vor einer kleinen, schmalen Pforte stehengeblieben und durchgeschlüpft. Dasselbe hätte sie getan. Dahinter wäre ein wunderbar lauterer klarer Kristallstrom geflossen. Sie war gerettet.

Als sie aufwachte, war es kein Traum. Sie war von neuem geboren und ist seitdem eine treue Christin geblieben.

Ich aber dankte meinem treuesten Freund Jesus Christus, der mich gewiesen, dem ich als schwaches Werkzeug dienen durfte im Gehorsam, um eine Seele zu retten fürs ewige Leben. Gelobt sei sein Wort und sein herrlicher Name!

Gottesführungen im täglichen Leben

„Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu.“ (Luk. 16, 10)

Es mag im Jahre 1904 gewesen sein. Ich lebte in H. Unsere lieben Freunde Korff hatten uns eingeladen, nach Hildesheim zu fahren zu Direktor M. Es war der Geburtstag seiner Frau, und dazu sollten wir hin.

Ich pflegte nie aus dem Hause zu gehen ohne Gebet.

An jenem Tage war ich sehr eilig gewesen und hatte das Gebet vergessen. Der Wagen stand schon vor der Tür, meine Kinder waren schon hinuntergegangen, und ich selbst, ihnen folgend, war im Begriff, die Treppe hinunterzugehen. Da fiel mir mein Versäumnis ein. So rief ich meinen Kindern zu, ich käme gleich wieder und ging in mein Zimmer zurück. Ich kniete vor meinem Bett nieder und bat um Jesu Segen und seine Bewahrung. Indem ich so betete, stand plötzlich ein sehr schönes, großes Rosenbukett vor mir auf. Was war das nun? Richtig — Frau M. hatte ja Geburtstag, und ich hatte ihr diesen Rosenstrauß gekauft, ihn in die Speisekammer gelegt, wo es kühl war, und der Herr erinnerte mich an dieses Versäumnis.

Wird hier nicht das Wort wahr: „Ihr sollt nicht mit Eile ausziehen“? Ist nicht das Gebet die Konzentration der Seele? Wurde nicht diese Treue des Umkehrens so reich gesegnet auch vor meinen Kindern, die nun annehmen, ich sei um der Rosen willen umgekehrt? Wie treu ist doch der Herr! Wie weiß er, uns so liebevoll zu begegnen, wenn wir ihm nahen!

Ach, daß wir mehr Zeit für ihn hätten, er könnte uns große Dinge offenbaren, und wir würden tiefer hineinwachsen in seine Liebe. Es ist eine große Gnade, wenn der Herr uns mit seinen Augen leiten kann, wenn wir feinfühlig werden für seinen Ruf.

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ (Röm. 8, 28)

Es war im Frühling 1914, als wir Sizilien per Auto durchquerten. Wir kamen an einem kleinen Dorf vorbei unweit von Syrakus. Plötzlich eine Panne mitten auf der Chaussee. Zu dem Dorf zurückzukehren, war zu weit und das nächste vor uns gleichfalls nicht zu Fuß zu erreichen. Außerdem war es sehr heiß, und die Aprilsonne des Südens brannte schon empfindlich auf unsere Häupter. Wir sahen einen Zitronengarten vor uns, die Tür war offen, wir gingen hinein und setzten uns auf eine Grasanhöhe. Plötzlich bemerkte ich, wie eine Frau aus der ärmlichen Bevölkerung sich uns nahte und sich dicht neben mich setzte.

Sie erzählte mir, sie sei Wäscherin gewesen, könne aber nichts mehr verdienen, zeigte mir ihre geschwollenen, dicken Gelenke, und ein großes Erbarmen ergriff mich für sie.

Ich suchte ihr in Italienisch verständlich zu machen, daß wir einen hätten, der Gebete erhört und die Macht hat, zu heilen: Jesus Christus. Sie hob ihre Augen sehend auf und seufzte. Ich legte meine Hand auf ihre kranken Stellen und betete für sie. Dann teilten wir unser Frühstück mit ihr, und ich bemerkte, wie die warme Liebe dies arme, alte Herz von seiner verknöcherten Rinde löste. In der Nähe war ihr Sohn beschäftigt. Er war sechzehn Jahre alt, bekam keinen Lohn, nur da und dort ein Geschenk des Zitronengartenbesitzers. Das gab er seiner Mutter. Ich sah in die Tiefen des Elends ohne Erkenntnis der Sonnennähe, die wir in Jesus haben.

Ich sehe noch das liebe, abgehärmte Gesicht der Frau vor mir, auf dem sich ein leichter Abglanz wehmütiger Freude lagerte, als wir Abschied nahmen und ich ihr ein kleines Geschenk in die Hand drückte, und sehe

noch den Sohn, auf dessen Gesicht nur das eine Wort sich ausdrückte: Arbeit, Arbeit, Arbeit!

Wie oft habe ich euer gedacht, teure Seelen! In einem Zitronengarten bin ich euch begegnet. Ach, daß es die Vorgänge des Paradiesgartens gewesen wären! Dort möchte ich euch wiedersehen. Und dann — daß ihr mir sagen könntet: „Weißt du noch, an jenem Vormittag: das war der Anfang eines unvergleichlichen Glücks, das du uns zeigtest, und dem wir folgten“!

War die Panne wohl von ungefähr? Ach nein, sie hatte Ewigkeitswert im Gefolge. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“

„Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ (Matth. 6, 33)

Ich hatte die Pflicht, als Vormund meines Sohnes für seine zwei Besitzungen einen Fachmann zu suchen, der zur Kontrolle der Gebäude mir zur Verfügung stand, seine Sache verstand und sie gewissenhaft den Pächtern gegenüber führte. Meine Zuflucht ging nach oben. Ich bat den Herrn, mir einen gläubigen Mann zuzuführen, der diese meine Wünsche erfüllte. Es ging einige Zeit darüber hin. Wir befanden uns in der Inflationszeit. Ich mußte eine Reise unternehmen und fuhr vierter Klasse in einem Abteil für Traglasten. Alles war voll Menschen, und ich verteilte sehr bald meine Viebahn-Traktate, die auch freundlich aufgenommen wurden. Gegenüber auf der Bank saß ein Mann mit einer Künstlerlocke, der sich bald als einer von der Sekte der Ernsten Bibelforscher entpuppte. Er fragte mich dann auch, wie ich dazu käme, diese Traktate zu verteilen. Ich entgegnete ihm, ich sei eine Jüngerin Jesu und täte, was ich könnte, andere auf seinen Weg zu führen.

Jetzt entstand ein Kampf. Er griff mich mit seinen Gegenreden an, und ich schlug ihn jedesmal mit einem Wort Gottes zurück. Plötzlich zog der Herr, der am Fenster dicht neben mir stand, sein Testament aus der Tasche und sagte: „Ich stehe auf der Seite dieser Dame.“ So wurde mir wunderbar geholfen, und der Bibelverdreher verzog sich bald, nachdem er sich von uns beiden geschlagen sah. Wer war nun dieser fremde Herr? Ich bat ihn um seinen Namen. Es war der Stadtbaumeister Sch. aus T., den ich auf diese Weise kennenlernte, der mir und meinen nächsten Verwandten seitdem ständig geholfen und die Kontrolle der beiden Besitzungen meines Sohnes übernahm. Er ist seitdem ein treuer Berater und Freund unserer Familie geblieben.

„Er offenbart, was tief verborgen ist.“
(Sirach 42, 20)

Als mein Sohn 19 Jahre alt war, reiste ich mit ihm in die Schweiz. Wir kamen nach Schwyz, wohnten in einem einfachen Hotel, das einen herrlichen Ausblick hatte in die Alpenwelt. In diesem Hotel beobachtete ich eine ältere Person, die ständig mit einem Kinde herumging.

Bald sprachen wir zusammen und bekamen Zutrauen zueinander. Dieses Kind war eine Waise, deren Großmutter, die Besitzerin des Hotels, keinerlei Verständnis für sie hatte. So hatte sich die alte Margerit, denn so nannte sie sich, besonders dieses Kindes angenommen.

Auf mein Befragen, was denn diese Großmutter so absprechend machte, konnte sie mir keine besondere Antwort geben, nur, daß sie ein eigentümlicher Mensch sei ohne Liebe.

Damit wuchs mein Interesse für diese Großmutter mehr und mehr, und ich fing an, sie zu beobachten. Sie ging fleißig in ihre Messe, schon früh 5 Uhr stand sie dazu auf, sie versäumte keinen Gottesdienst und doch, sah man in ihre Züge, bemerkte man Unruhe und Unzufriedenheit. Eine friedlose, arme Seele! So bat ich Jesus, mir doch eine Gelegenheit zu schenken, wo ich ihr nähertreten könne, ohne mich ihr aufzudrängen.

Eines Tages befand ich mich in dem Speisesaal, als die alte Großmutter gerade hindurchging. Wir waren allein, die Gelegenheit war günstig. „Könnte ich Sie einmal allein sprechen?“ fragte ich. Sie war bereit, öffnete mir ein Zimmer und führte mich hinein. Wir saßen nebeneinander. Ich fragte sie, ob sie denn Frieden hätte. Ihre ganze Aufrichtigkeit bekundete mir das Gegenteil. „So wollen wir zusammen beten“, sagte ich und tat es. Ich bat den Heiland um Licht für diese arme Seele. Da plötzlich offenbarte mir der Herr in seiner Gnade folgendes: Ich sah vor mir das Chaos bei der Erschaffung der Welt, alles wirr durcheinander. Da, ein helles Licht, was in diese Dunkelheit fiel und sie ausschied. Es war ein gewaltiges Bild, aber auch ein großer Trostzuspruch. Indem faßte die liebe Alte mit beiden Händen nach mir. Licht war in ihre Seele gefallen.

Wie dankte ich dem Herrn!

Jahre sind darüber vergangen, aber dieses Erlebnis wird mir unvergeßlich bleiben, und ich freue mich, einst diese Gerettete wiederzufinden bei Jesus im Licht.

*

Ich bin am Ende meiner Erlebnisse angelangt. Wirklich am Ende? Ach nein! Wenn ich alles berichten wollte, was ich mit Jesus erlebt, dann würden viele Bücher nicht fassen, was zu schreiben wäre (Joh. 21, 25).

Es ist wunderbar, wie beim Durchlesen meiner Erlebnisse das Vergangene wie gestern neu auflebt, wie überhaupt unser Gedächtnis die Fähigkeit erhalten hat, Erlebtes wie gegenwärtig zu schauen und die große Spanne Zeit, die dazwischen liegt, völlig verschwinden zu lassen. Wie wird das Wort der Schrift wahr: „Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist“ (Psalm 90, 4). Ich schließe mit dem kleinen Vers, den ich besonders liebe:

Was vergangen, kehrt nicht wieder;
aber ging es leuchtend nieder,
leuchtet's lange noch zurück.

„Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen“ (Matth. 24, 35).

Nachwort

Am 2. Juli 1948 hat der Herr Christus seine Magd Margot Wurmb von Zink geb. Reichsgräfin von Wylich und Lottum aus dem Hause der Fürsten zu Putbus im fast vollendeten 84. Lebensjahr friedevoll heimgeholt. Als treue Jüngerin ihres Herrn und Meisters Jesus Christus war sie ausgerüstet mit herrlichen Gaben und durfte viele Menschen zu ihm führen. Während vierzig Jahren diente sie auf ihrem heimatlichen Besitz, Schloß Lagow, der Gemeinde. Ihr Herz, ihr Haus, ihr Geld, alles stand ihrem Herrn zur Verfügung. Mit 80 Jahren mußte sie aus der Heimat fliehen. Ihr Wanderstab war das Wort: „Er hat dein Reisen durch diese große Wüste zu Herzen genommen“ (5. Mose 2, 7). Ihr Glaube war verankert in 1. Thess. 4, 14—18. Er blieb unerschüttert auch während ihrer letzten Leidenszeit. Ihre Liebe und Güte war grenzenlos.

Wir wissen sie geborgen und legten ihre geliebte Hülle hier zur letzten Ruhe. Mit allen, die sie liebten, mit allen, die ihr danken, stellen wir uns unter das Wort: „Der Tod seiner Heiligen ist wertgehalten vor dem Herrn“ (Psalm 116, 15).

Wanda Gräfin von Pückler und Limpurg
geb. von Wurmb

Margot von Wurmb
Burgfarnbach-Fürth, Schloßhof 12

Hans Bruns

Begegnungen mit Christus

Zeugnisse von Menschen unserer Tage

4., erweiterte Auflage. 192 Seiten. Halbleinen DM 5,80

Inhaltsverzeichnis:

- Pastor Hans Bruns: Mein Weg zu Christus.
Inspektor W. Fleck: Jesus genügt mir.
Magister Hellmut Frey: Klare Führung durch Christus.
Direktor Arno Haun: Der lebendige Christus übernimmt die Führung meines Lebens.
Obering. a. D. Hennes: Froh in Christus.
Major a. D. Krueger: Aus anerzogener Frömmigkeit zum lebendigen Christusglauben.
Kaufmann K. Martenstein: Christuserleben in Spanien.
Schwester Gertrud Mehl: Kunstreiterin oder Diakonisse?
Dr. Alo Münch †: Fußspuren Gottes in meinem Leben.
Pastor Erwin Paehl: Vom Atheismus zu Christus.
Schriftsteller Hans Pförtner †: Vom gegenwärtigen Christus in meinem Leben.
Rittergutsbesitzer von Reden: Der Ruf zu Christus mitten im Krieg.
Arthur Richter: Wie Christus mir als modernem Menschen begegnet ist.
Friedrich von der Ropp: Den Sinn des Lebens gab mir Christus.
Dozent Dr. P. Scharpf: Christus auf allen Lebenswegen.
Elisabeth Tschierske: Durch Christus leiblich und seelisch gesundet.
Pfarrer H. Fuchs: Wie Christus heute zum modernen Menschen kommt.

Daß Christus eine lebendige Wirklichkeit ist, kann man modernen Menschen kaum anders beweisen, als dadurch, daß man ihnen erzählt, wie Christus Menschen von heute begegnet ist. Hier sind 17 solcher Zeugnisse zusammengestellt von Menschen, die bis auf zwei noch unter den Lebenden weilen. Da steht der Pfarrer neben dem Offizier, der Rittergutsbesitzer neben dem Schriftsteller, der Ingenieur neben dem Lehrer. Und alle wollen sie nichts anderes als zu dem Christus rufen, der auch sie einst in seine Nachfolge gerufen und glücklich gemacht hat.

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis der bisher erschienenen Bände

(In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Bezzel, H. (153/154)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodelschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Büchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Durand, M. (162)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Fliedner, Th. (163/164)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Gurland, R. (156)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Klepper, J. (165/166)
Knapp, A. (152)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Lohmann, E. (157)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Mott, J. R. (159/160)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oertzen, D. v. (150/151)
Oetinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabai, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
(Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Simsa, J. (72/73)
Spener, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stein, K. Frh. v. (117/118)
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Thadden-Trieglaff,
R. v. (155)
Tholuck, A. (158)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zink, E. (161)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,00; Doppelnummer DM 2,50

Die Reihe wird fortgesetzt.

MARGOT WURMB VON ZINK (1864–1948). Der Ruf Gottes ergeht an alle Menschen, ob sie im Schloß oder in der Hütte wohnen. Und Gott gebraucht die verschiedensten menschlichen Werkzeuge, um seinen Ruf an Ohr und Herz der Menschen gelangen zu lassen: gesegnete Evangelisten – oder auch schlichte Leute aus dem Volk. Es kommt nur darauf an, den Ruf Gottes zu hören und ihm gehorsam zu werden. Das hat Frau Baronin Wurmb getan, die durch einen einfachen Maschinisten zum Herrn geführt wurde. Was für wunderbare Erfahrungen hat sie dann machen dürfen, als ihr Leben reich wurde in Gott! Ja, ein Mensch, der den Ruf Gottes hört und befolgt, wird ein glücklicher und gesegneter Mensch. Das beweist auch dieses Leben, in das wir hier einen Blick tun dürfen.

Pfr. Ernst Modersohn †